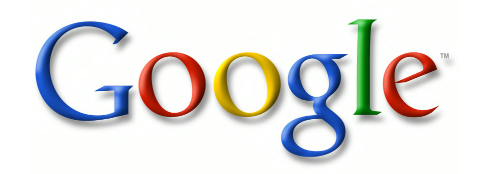


This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

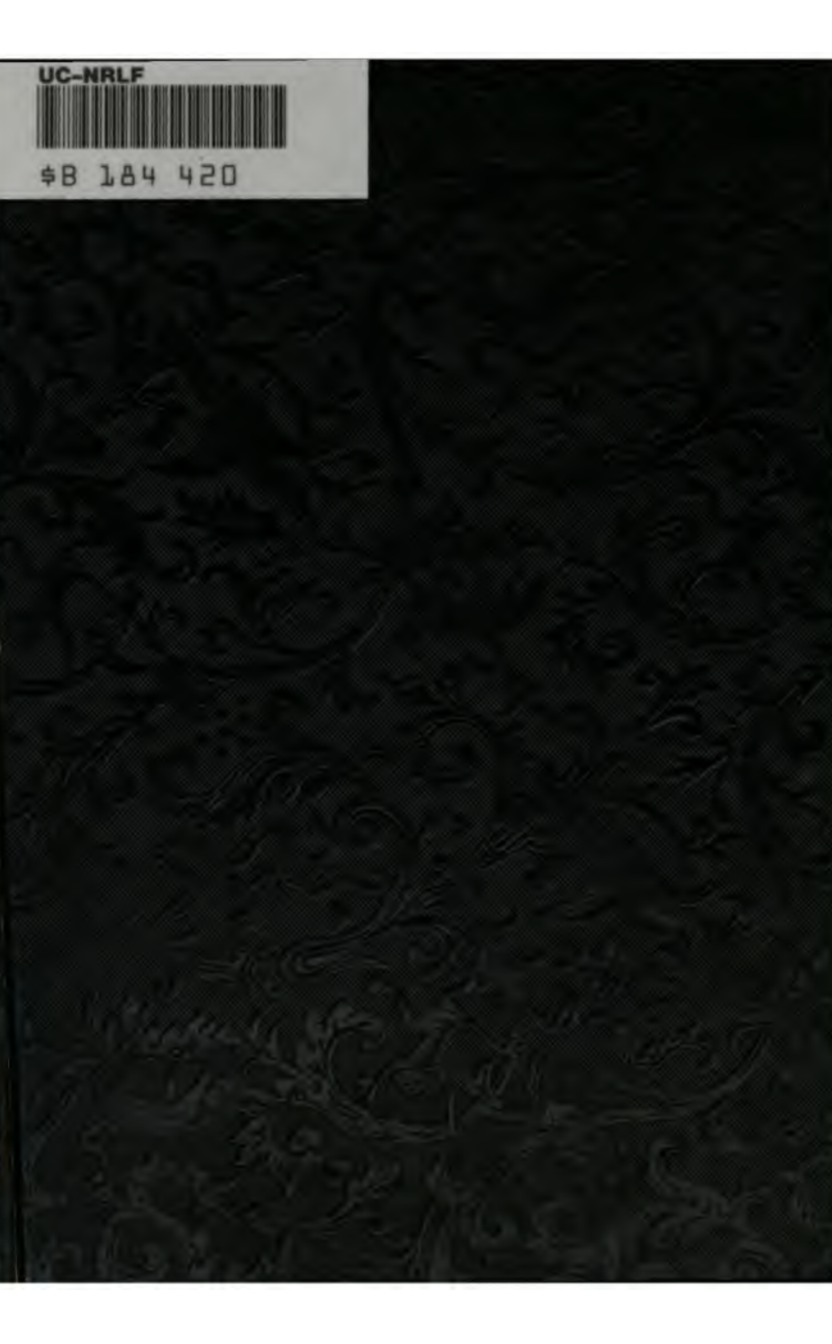
Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

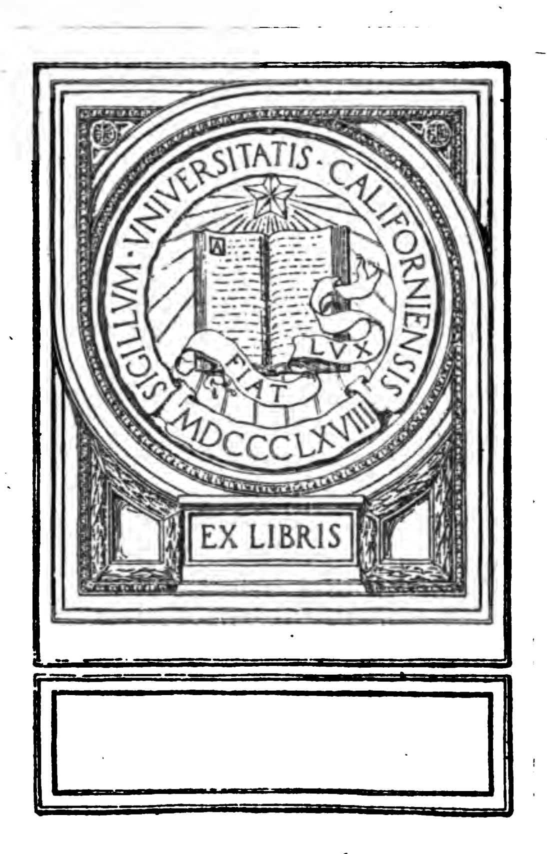
+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


UC-NRLF
$B 184 420

BIBLIOTHECA
IRSCHBERGIANA



Charaktere, Charakteristiken

und

vermischte Schriften

UNIV. OF CALIFORNIA

von

Dr. Alexander Jung.

Erster Band.

Königsberg.
Verlag von Adolph Samter.
1848.

PN514
J86
v.1

Vorwort.

Möge man die folgenden Aufsätze mit derselben Wärme aufnehmen, mit der sie der Verfasser niedergeschrieben hat, möge man sie aber nicht alle mit einerlei Maße messen! Es werden von einer billigen Kritik schon deßhalb verschiedene Maßstäbe an ihren Werth gelegt werden müssen, weil sie zu sehr verschiedenen Zeiten entstanden sind. Dieß bringt mich auf einen anderen Punkt.

Ich bin von einigen Recensenten in meinem Lebens-Alter viel zu jung angeschlagen worden, (so wie andere angedeutet haben, ich müsse in einer überaus glänzenden Lage mich befinden, unter den üppigsten Comforts der Existenz meine Schriften verfassen). Ob jenes ein Lob oder ein Tadel für mich ist, lasse ich hier völlig dahingestellt seyn, indem ich ja doch bleibe, der, der ich bin. Nur das erlaube ich mir zu bemerken, daß ich sehr ernst über das Leben, über den Beruf des Menschen und des Schriftstellers denke, so wie ich denn auch in meinem eigenen Schicksal den Ernst, die Härte und den ganzen Schmerz des

789090

Lebens bis auf diesen Augenblick in all ihren Tiefen zu erfahren bekomme. Dann aber gestehe ich, daß ich allerdings von der Herrlichkeit des Menschenlebens, von dem ideellen und thatsächlichen Reichthum der Welt, von dem, was in ihr das Göttliche und Ewige ist, stets so mächtig und lebendig gefaßt worden bin, um nie ein kalter Beobachter haben bleiben zu können. Vielleicht daß nun auch diese Wärme meiner Auffassung, dieser Enthusiasmus für's Ernste und Komische, wie er sich in meinen Schriften vielleicht hie und da abspiegelt, jenen Recensenten mich hat jünger erscheinen lassen, als ich eigentlich bin. Endlich — und das wäre die Ironie davon — hat vielleicht auch mein Name, wie einer meiner Freunde vermuthet, durch eine seltsame Vermischung der Vorstellungen Anlaß gegeben, daß man mich jünger nahm, als ich bin, so daß ich denn auch, mochte ich wollen oder nicht, der jungen Literatur beigesellt werden mußte, so wie ich auch wieder bald darauf als junger Hegelianer bezeichnet wurde, wobei man so etwas auf die Hegelingen anspielte, ungeachtet ich doch einer der ersten gewesen, der die Auswüchse des jungen Deutschlands auf's Stärkste gerügt, (man vergleiche die nachfolgenden Ausstellungen über Heine) so wie ich auch die Extravaganzen der jung-Hegelschen Richtung nie unterschrieben habe; wohl aber ist es stets mein Bemühen und meine Freude als Schriftsteller gewesen, das Gute und Tüchtige

in den verschiedenartigsten Erscheinungen anzuerkennen, und mehrfach für das Moderne in die Schranken zu treten, wiefern einige darin die baare Gottverlassenheit zu entdecken glaubten.

Auch das wird der gerechte Beurtheiler der Gegenwart und des hier erscheinenden Autors an manchen dieser Arbeiten, besonders im zweiten Bändchen, gewahr werden, wie sehr bei uns Deutschen die Zeiten sich zu Gunsten geändert haben; was uns von Rechts wegen mit Dank und mit Vertrauen erfüllen sollte. Denn ich bekenne offen, in keiner Weise mich für diejenigen erklären zu können, die etwas darin suchen, nie befriedigt zu seyn, und bei denen die Dankbarkeit aufgehört hat, als Tugend zu gelten; ich halte dafür, daß man sich nur dann als freier Mensch in jeder Hinsicht bewähren kann, wenn man aus eigenem Bedürfniß heraus und mit heiterer Unbefangenheit auch der Pietät *in göttlichen und menschlichen Dingen* unausgesetzt die Ehre giebt.

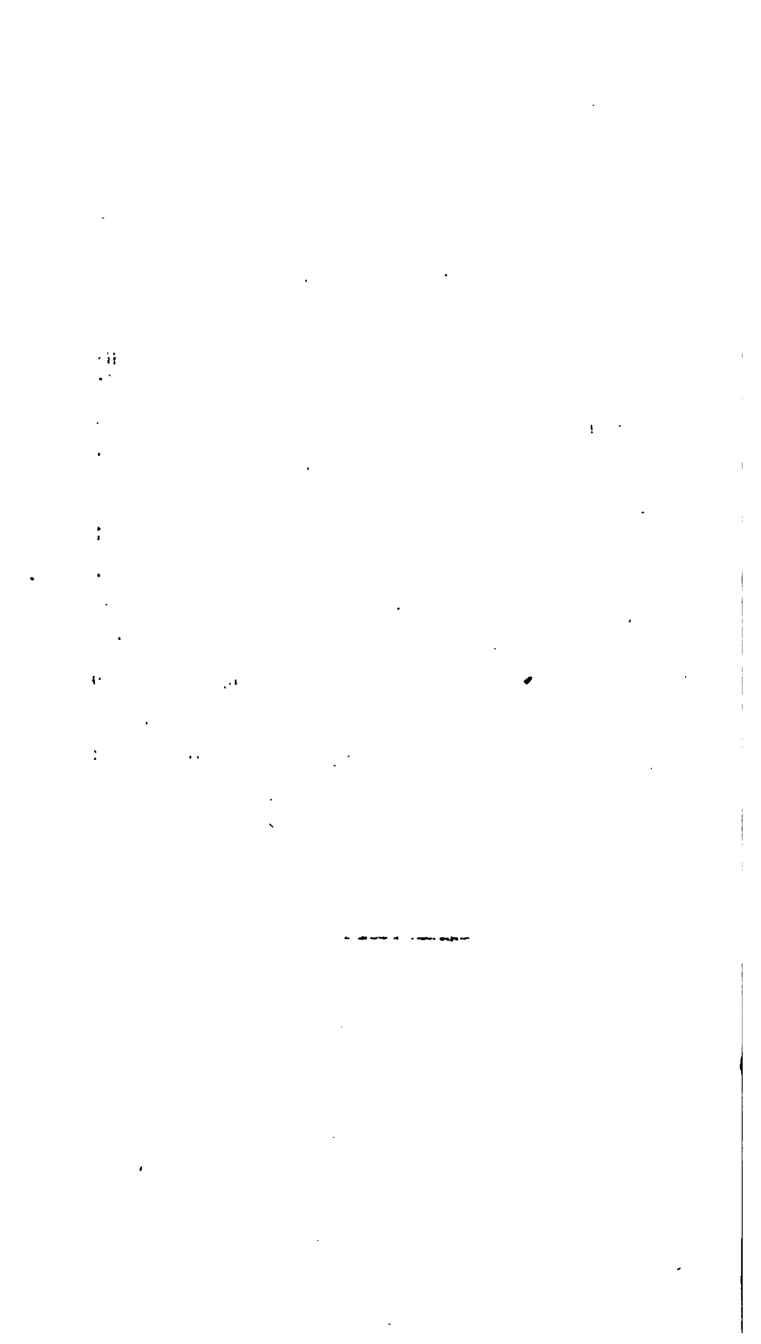
Zuletzt erlaube ich mir noch darauf hinzuweisen, daß der bekannte Ausspruch des Herrn Dr. Rupp, in seiner Rede über den christlichen Staat, welche er den 15. Oktober 1842 zu Königsberg hielt: das Christenthum sey nicht Religion, schon in meinem Aufsatz über Feuerbach, aus dem December 1841, vorkommt, (man vergleiche Königsberger Literaturblatt, Jahrgang 41, Nr. 10 und 12) frei-

lich mit dem wichtigen Zusatz des Wörtchens: **bloß**. Es heißt in jenem Aufsatz bei mir, in der einen Stelle: „warum soll denn das Christenthum bloß Religion seyn?“ und in der anderen: „das Christenthum ist aber freilich, aus der Idee begriffen, so wenig eine Religion neben anderen Religionen, daß es sogar nicht **bloß** Religion überhaupt ist.“ Man vergleiche die im ersten Bändchen enthaltene Charakteristik Feuerbachs. —

Königsberg, den 9. November 1847.

Der Verfasser.

Inhalt des ersten Bändchens.



UNIV. OF CALIFORNIA

Ausstellungen über Heinrich Heine.

1835.

„Ohne Unschuld, immer neu wiederkehrende Unschuld, die im reinen Willen besteht, verwirrt sich jedes Talent, und gebährt Geschöpfe ohne Proportion und ohne Einheit in ihren Lebenselementen." Rahel.

UNIV. OF CALIFORNIA

Es ist ein Unglück, daß es so wenig ächte Kritik unter den Menschen giebt, ein größeres Unglück, daß so wenige da sind, welche ächte Kritik zu würdigen verstehen. Zwar haben wir durch Lessing einen tüchtigen Stoß erhalten. Manches Vorurtheil ist glücklich niedergekämpft, so manche Autorität um ihren Heiligenschein gekommen. Wir haben weniger fürchten gelernt die Gefahr der Gedankenäußerung, mehr glauben an den Sieg der Wahrheit in aller Geschichte. Ja sogar unser Schönheitssinn ist nicht zurückgeblieben, und wir schämen uns bereits einherzugehen in jener steifröckenen Magistertracht, die sich, mit Gelehrsamkeit spreizend, durch so manche kritische Bibliothek hindurchzieht. — Was uns aber noch immer fremd zu seyn scheint, ist jener frische, freie Humor, welcher überall ohne Rücksicht verfährt, ohne Verstimmung aufnimmt, welcher, wie überhaupt seinem Wesen nach das Endliche mit dem Unendlichen versöhnt, so auch in der Kritik das Vollendete mit dem Mangelhaften ausgleicht, überall das Negative des Positiven wegen hinstellt, das Häßliche verfolgt des Schönen halber, und nur einen Haß in sich aufkommen läßt, welcher die Liebe selbst ist. — Diesen Humor vermissen wir noch bei den meisten Kriti-

fern, wir vermissen ihn bei dem größern Publikum. Beides aber wirkt gegenseitig. Dort lähmt es das Urtheil, hier verkümmert es die Aufnahme. — Zwar verkennen wir nicht das Bedeutende, welches wirklich auch in dieser Beziehung von Deutschen schon geleistet worden ist. Indessen wir sprechen im Allgemeinen. Wir beklagen das Fehlen eines ächt kritischen Sinnes in der Gesammtheit, die Unwissenheit, welche noch immer zu herrschen scheint über die eigentliche Kunstseite der Kritik, über die Bedeutung, welche dem Humor in ihr gebührt. —

Die ächte Kritik, wie die freie Aufnahme des kritischen Urtheils gehen beide über das bloß Subjektive hinaus, sie sind beide eben darin nur ächt, daß sie es lediglich mit dem Gegenstande zu thun haben, selbst da, wo kritischer Seits die Nothwendigkeit eintritt, in das Besondere, Eigenthümliche der schriftstellerischen Persönlichkeit züchtigend einzudringen. — Nur der Humor kann uns losketten in dem Urtheil von allem Nepotismus, von aller unbewußten Parteinahme und Bevorrechtung des uns Näherstehenden, denn er kettet uns überhaupt los von der Scholle, und eröffnet den Blick in die Welt, daß die Leidenschaften schweigen, daß wir Muth und Unbefangenheit genug haben, zu unserm Gegner zu sprechen im Sinne der rücksichtslosesten Sittlichkeit: wenn ich dich tadle und lobe, was geht's dich an, um auch ihm eine Gesinnung zuzumuthen, welche endlich frei wird von aller Selbstzufriedenheit und Eigennützigkeit, von aller Lobhudelei und Splitterrichterei. —

Dieß bahnt uns den Weg zu Heine. Wir gedenken keine Kritik zu liefern, sondern, wie angedeutet, nur Ausstellungen. Wir nehmen keinen Anstand, Heine noch immer für einen der bedeutendsten Schriftsteller Deutschlands zu erklären, seiner gan-

zen Anlage und Stellung nach, ja auch in Betreff eines großen Theiles seiner Leistungen. Zwar hat Heine in der letzten Zeit vielfache Blößen gegeben. Er ist in den Frohndienst einer ephemeren Literatur getreten, und noch dazu in den des Auslandes. Er fängt an, von den großen Gaben, die ihm verliehen sind, einen unwürdigen, gewissenlosen Gebrauch zu machen. Er theilt zwar immer noch mit, aber doch nur kleine Portionen, Schüsseln, ausgerieben mit Asa Fötida zu pikantem Reiz für schlaffe, übersättigte Magen, langweiligen Bericht über Hexen- und Kobold-Märchen, Anekdoten und Auszüge aus Büchern, ein willkürlich zusammengerafftes Gespinnst, ein wahrer Alterweibersommer, der sich über ganze Seiten fortschleicht.— Doch laßt uns den ganzen Heine erwägen, um ihn nicht so schnell aufzugeben, laßt uns schonungslos bei Namen nennen, was er gesündigt, aber auch nicht leichtsinnig vergessen, worin er wirklich stets Anerkennung verdient. —

Heine ist ein Schriftsteller, der in uns die ganze Skala der Affekten, der Gefühle auf eine bewunderungswürdige Weise zu erregen weiß, die sich denn, da er meistens subjektiv verfährt, auch in der Regel auf ihn, auf dieses seltsame Ich, wieder hin beziehen, so daß wir ihn bald bemitleiden, bald verachten, bald lieben, bald hassen, bald bewundern, bald verabscheuen. Heine möchte sich vielleicht am liebsten all' dergleichen, zumal von deuschen Lesern, verbitten, denn er spielt nur zu gern den Gleichgültigen, den weder warm noch kalt Gewordenen: indeß können wir ihm nicht helfen. Ein Mensch, der so ausgezeichnet schreibt, der so die leisesten, schauerlichsten Anklänge des Gemüths, wie wir es bisher fast nur dem Musiker zugetraut, hervorruft, dann wieder sich gehen läßt, so unglaublich hinsudelt, und bei

einer so reichen Begabung mit Humor es nicht unter seiner Würde hält, den gemeinsten Witz von der Straße aufzunehmen; der muß es sich gefallen lassen, wenn wir ihn in der Beurtheilung mitunter sehr unsanft handhaben, und nicht etwa wähnen, wir seyen beschränkt genug, zu meinen, er werde sich aus solchem Urtheil etwas machen. — Und daß wir, worauf es uns bei Heine'n und Vielen seiner Anhänger besonders ankommt, nur gleich bekennen, Heine wird Deutschlands Zucht und Strafe nimmer entgehen, wie übermüthig und spröde er sich auch benehmen mag, und was in ihm wirklich des Tiefen und Trefflichen lebt und wirkt, das wird, ungeachtet seines Einschmeichelns bei den Franzosen, dem Vaterlande verbleiben müssen, denn über das Eigenste, welches der Mensch besitzt, über seinen Charakter und Genius, hat er nie als über ein Privateigenthum zu gebieten, sondern es gehört selbst wider Willen dem Vaterlande. — Indessen ist es belehrend und willkommen, zu sehen, wie blutwenig am Ende Solche zu geben haben, welche sich immer mäkelnd dem Vaterländischen gegenüberstellen, und wie sie, als Geistreiche, doch zuletzt bei Plattheiten anlangen, die man sonst wahrlich nur Geistlosen zugetraut hätte. — Heine, der uns Ueberrheinischen so gern einreden möchte, er sey bei den Franzosen ein ganz neuer Mensch geworden, welcher längst den alten Michel ausgezogen und, obwohl von Geburt ein Deutscher, doch Welt genug habe, um selbst in Paris einigen Eclat zu machen, — Heine ist zuweilen mitten in der Weltstadt der ausgemachteste Kleinstädter, der fadeste Klatschbruder. — Lasset euch nicht verführen, ihr schönen Seelen, ihr starken Geister, von eurer eigenen Vortrefflichkeit geblendet und verlockt zu werden, um euch in euch selbst zu bespiegeln, und

Andern solch Spiegelbild darzustellen und zur Nachahmung zu preisen; denn sofort werdet ihr häßlich werden und voll der Runzeln, und schwach und voll der Albernheiten. — Heine will noch jung seyn, und beweist es, wie man vor der Zeit alt wird. Heine war, als er uns seine Reisebilder gab, zwar auch schon bisweilen gemein, und konnte den Burschen nicht vergessen, dem der Mittelstein in der Literatur gebühre, aber er war doch ein Jüngling, ein kühner, ein poetischer Jüngling, und wir verziehen ihm gern den groben Comment, in den er nicht selten ausbrach, denn der trefflichste Witz, die köstlichsten Scenen niederländischer Malerei hielten uns wirklich schadlos. — Wenn er dann gar durch den Quell der Musen uns also gereinigt erschien, wie in manchen Gedichten seines Buches der Lieder; wenn er mitten im wildesten Schmerz plötzlich den Riesenhumor erhob, dessen tolle Gedanken den Himmel stürmten, wie die Wellen der Nordsee; wenn er dann wieder still wurde und sanft und fromm, wie ein leidendes Kind, und es nur noch in den Saiten seiner Harfe flüsterte, als gelte es nach solchem Toben den großen, gewaltigen Pan selbst in den Schlaf zu bringen; — dann erstaunten wir billig ob solcher Kraft und meinten, es müsse sich Alles zum Besten wenden, und wir wären von einem solchen Menschen außerordentliche Dinge zu erwarten berechtigt. Aber o Himmel — auch den Dichter preise Niemand als Dichter vor seinem Ende! — Heine hatte immer viel Anlage zum Liberalen. In der That eine schöne Anlage! Aber er wurde sich dessen allmählich zu sehr bewußt. Heine wollte als Liberaler die Rechte des Menschen predigen, aber er konnte nicht vergessen, daß er mit glänzenden Vorzügen des Geistes geboren worden. Heine wollte sich berühmt machen,

ist zwar nicht grausam, aber doch wollüstig, und Grausamkeit und Wollust sind bekanntlich Schwestern. — Wir haben demnach unsern Volksrepräsentanten beileibe nicht mißzuverstehen, sondern so, daß er sagen will: ich wünsche das vielköpfige Ungeheuer: Volk zu einem einköpfigen, welches ich selbst bin, gemacht, damit aller Genuß auf allen fünf Wegen der Sinne mir, dem Einen Genießenden, zuströme, denn all' das schöne Appetit erregende Fleisch ist doch eigentlich Fleisch von meinem Fleische, und, wie es ehedem hieß, der Mensch ist von Erde und soll auch wieder zur Erde werden, so wird es hinfort in dem neuen Evangelium des Fleisches heißen, der Mensch ist von Fleisch und soll auch wieder zum Fleische werden. Herr Heine wird uns aber nicht anklagen, ihn grob genug für einen groben Cannibalen zu halten, denn es giebt tausend sublimere Arten, das Fleisch zu genießen. — Sollte aber Herr Heine jene ganze Auslegung seines Textes sich nicht gefallen lassen, indem er uns bemerklich machte, wie er dabei am Ende doch übel fahren könnte, wenn das Volk um alle Existenz außer seiner Person käme, so merken wir schon, wo das wieder hinaus will, und finden uns bereit zu einer etwas abweichenden Auslegung, damit für unsern Genießenden immer einiges Volk als frischer Zuwachs noch übrig bleibe. —

Heine erinnert uns rührend an die Speisung des Volkes durch Christum (Salon II. S. 7). Heine theilt auch mit dem Volke das Brod. — Freilich weiß oft der unersättlichste Schlemmer, daß Mitgenuß den Genuß erhöht. Das ist der Reiz, den gute Cumpane, lustige Mitgesellen haben, und dann, sind nicht im Volke die Redakteure und Buchhändler, welche gut bezahlen, die Restaurateure und Conditoren, welche den

Gaumen kitzeln, die Lust- und Freuden-Mädchen, kurz alle die Lieferanten, welche für Zufuhr sorgen? — Und da er das Volk sahe, jammerte ihn des schönen, Appetit erregenden Fleisches. S. Matth. 9, 36. — — Und so sehen wir denn, wie sich in Heine der eingefleischteste Egoismus mit größter Unbefangenheit kund thut, wir sehen in ihm den eingefleischtesten Juden, dem das Wort Christi: es lebet der Mensch nicht vom Brode allein, viel zu wenig verschlagsam erscheint, und der sich daher von Herzen nach den Fleischtöpfen Aegyptens sehnt. Es ist ohne Zweifel eben so belehrend als ergötzlich, wahrzunehmen, wie hier wieder einmal aus dem Erhabenen das Niedrige, aus dem Tragischen das Komische, aus dem Göttlichen das Teuflische als Parodie hervorgeht, und wie Herr Heine, das Christenthum auf die Seite des Geistes, sich auf die des Fleisches stellend, den Reiz des Contrastes hervorhebt. —

Und noch ein Schärflein zur Orientirung über unsern Liebling. — Wie kommt wohl gerade Heine dazu, in einem Buche über deutsche Literatur Herrn von Schlegel auf eine so gemeine Weise anzufeinden? Sollte man nicht vermuthen, man habe den würdigsten Sittenrichter vor sich, dem es zugleich gegeben, mit schärfster Geißel der Satire frühere Unbill zu rächen? — Allerdings werden hier scharfe Laugen ausgetheilt, ätzende Tinkturen verordnet und aufgelegt, es brennt durch Haut und Fleisch bis auf den Knochen, es ist die Veröffentlichung einer schmachvollen Operation. Allerdings wird die alte, ehrwürdige Mythologie selbst in Bewegung gesetzt, und man erstaunt über die Fülle von Witz, die nach dem Beschluß des Fatums so lange ungenutzt im Schoß der Geschichte gelegen. Man muß lachen über das tolle Analogon,

über dieß ähnliche Hergehen unter Göttern und Menschen, über diesen rasenden Witz weniger Heine's, als des Schicksals, der hier an den Mann gebracht wird. — Aber — wer nöthigt uns, ganz wider Willen zu solch' einem Lachen? Wer schlägt selbst ein so unmäßiges, schamlos-gellendes Gelächter auf? — O — ihr Götter — es ist derselbe Mann, der sich alles Fasten verbittet, derselbe Mann, der das Christenthum anklagt, indem es seiner Idee nach alles Fleisch zu kasteien, nicht zu genießen empfiehlt. — Herr Heine hatte sonst Witz. Wer Witz hat, ist klug. Herr Heine hatte sonst Fonds. Wer Fonds hat, ist reich. Aber — Herr Heine hat die Rolle des armen Teufels übernommen!

Alter Junge, könnte einmal Jemand aus Heine's Umgebung sprechen, nur vorsichtig zu Werke gegangen, und vor Allem es nicht mit uns verdorben! Ihr wißt, wir kennen alle die saubeʀen Geschichten, wir haben sie ja zum Theil mit euch durchlebt, bei denen ihr freilich die Hauptrolle spieltet! — Und — gesteht es nur ein — trotz eures mythologischen Spottes über Herrn von Schlegel waret ihr doch selbst nicht selten der wildeste, unverschämteste Faun, der je unter die Menge gefahren, und seyd, wir könnten es euch ebenfalls schriftstellerisch attestiren, nicht stets mit heiler Haut davongekommen. — Darum handeltet ihr nicht eben klug, dergleichen vor das Publikum zu bringen, und gebet uns Anlaß, nicht bloß den armen Sünder, sondern auch den armen Schriftsteller in euch zu bedauern. — Und wenn wir — eure Freunde — nun wirklich über euch herfielen, wir, die wir euern Lebenslauf bis auf die kleinste Liederlichkeit im Gedächtniß bewahren, wahrhaftig, es gäbe einen Skandal, wie er seit Vater Homer in jener denkwürdigen Epi-

sode von Ares und Aphrodite nicht erhört worden! — Uns wäre es beim Himmel ein Leichtes, zu zeigen, wie hämisch und heimtückisch ihr schon auf Universitäten gewesen, wie so Manches von dem, was die wenig unterrichtete Welt als liberal und als großartig bei euch anstaunt, aus nur zu menschlichen Beweggründen hervorgegangen, und wie selbst die Art, wie ihr neuerdings über das Christenthum hergefallen, nur das matte Aufzucken einer Entkräftung ist, welche man am besten als politischen Katzenjammer bezeichnen könnte, als einen Schwindel, nicht bloß des Kopfes, sondern des Gehirnes selbst. Denn wahrlich, Freund — die Hand auf's Herz — es geht denn doch etwas zu kunterbunt her bei uns, wenige Gescheidte nur bleiben noch recht bei sich, und so fandet auch ihr wohl bloß aus politischem Ueberdruß an der Gegenwart die Religion gar schal und abgelebt, und drücktet scheinbar-gutmüthig nur eure eigene Kraftlosigkeit aus, wenn ihr meintet, das Christenthum sey zu gut für diese Erde. — —

So weit unser Zeuge, denn was sollen wir länger künftige Stimmen vernehmen, Heine's letzte Schriften zeugen ja selbst. — Vor Allem aber wollen wir uns einmal an Salon II. halten, um die klägliche Rolle etwas näher in's Auge zu fassen, welche Herr Heine anzunehmen für gut befunden hat.

Auf die nicht wenig versprechende Ueberschrift: zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland, folgt eine Art der Berichterstattung, die am würdigsten mit der Methode zu vergleichen steht, welche ein französischer Tanz- oder Sprach-Meister beobachten würde, um etwa einem Deutschen im Tanzen oder Französischen Stunde zu geben. Ganz so giebt Herr Heine den Franzosen Stunde in Religion und Philosophie,

ganz so marktschreierisch, ganz so radebrechend, ganz so den leichtfertigen, liebenswürdigen Mann von esprit darstellen wollend.

Wenn der Styl ein Gewand zu nennen ist, wie berechnet gewählt für französischen Kleidergeschmack tritt unser Maitre auf! Wenn der Unterricht der Würze bedarf durch Conversation, wie manche Stunde wird über das Knie gebrochen durch Anekdote und Mährchen, durch Witzwort und gottlose Frivolität! — Fürwahr, Meister Arouet selbst dürfte sich wie ein blöd-verschämtes, wangenerröthendes Kind erscheinen, und sich Ohrfeigen bieten für die jungfernhafte Prüderie und Pietät, die er dem Publikum Zeit seines Lebens bewiesen, in Vergleich mit unserm Heine. — — Sie Liebenswürdiger, Allzeitunterhaltender, Sie kommen mir ordentlich rührend vor, wie Sie Sich abquälen artig zu seyn, um ja keinen Verstoß zu begehen der hohen Herrschaft gegenüber, deren Geld Sie eben verdienen. Sie Aufopfernder, um zu gewinnen, Sie die gefährlichsten Touren Versuchender, bloß um der Tochter des Hauses zu gefallen, man könnte selbst Gliederverrenkung und Uebelkeit bekommen, wenn man Sie so mit Sich hantiren sieht, lediglich um nicht entlassen zu werden.

Fällt uns nicht unwillkürlich Rameaus Neffe bei Diderot ein? — — Erst, wie er selbst erscheint, wie er die unschuldigen Finger in Bewegung setzt, daß man dafür hält, es sollten alle Gelenke auseinandergehen, daß man durch dieses außerordentliche Wesen daran erinnert wird, wie der Mensch wirklich das Maß ist für alle Dinge. Dann, wie er uns seine Maximen, seine Lebensweise, seine Erfahrungen mittheilt, und vor Allem, wie er jene reichen Gönner und Gastgeber uns vorüberführt, denen es gilt, die Cour zu machen und unverdrossen zu

machen, um doch ja einen respektablen Tisch zu bekommen. O gewiß, in keinem Menschen kann bei aller Stärke des Egoismus mehr Kraft zur Objektivität, mehr plastische Vollendung gewesen seyn, als in diesem Rameau, der, indem er nur immer an sich denkt, doch immer zugleich ganz in der Umgebung ist, der, indem er sich so ganz entäußert, gerade dadurch eben sich unaufhörlich genießt. — Aber es entgeht ihm freilich auch nicht, wie mißlich er und seines Gleichen gestellt sind, wie ganz sie von der Laune des Gönners abhangen. Wir kommen auf diesen wichtigen Punkt später noch einmal zurück. —

Herr Heine macht natürlich auch Elogen und Gottisen trotz Einem. Jene versteht sich für Franzosen, diese für Deutsche. Und doch möchte es für einen wahrhaften Mann von Welt gleich beschimpfend seyn, sowohl in das Gesicht zu loben, als hinter dem Rücken zu klatschen, und doch herrscht in dieser Elogenschneiderei eine Halbheit und Schiefheit, eine unnatürliche Insinuationssucht, die gar keinen Schritt mehr zu thun hat bis zur gemeinsten Speichelleckerei. — Man vergleiche nur Salon II. S. 26, wo die Verschiedenheit eines Deutschen von einem Franzosen nicht fein, eher aber feist genug charakterisirt wird. — Und wenn wir nun einige Blätter zurückschlagen, so finden wir S. 9—16 nach der Versicherung, daß das Christenthum eine Idee, und zwar unzerstörbar, unsterblich (!), die wißbegierige Frage gethan: was diese Idee denn sey? Es werden einige Zwischenbemerkungen eingeschoben, gleichsam traurige Lückenbüßer für die noch fehlende „Geschichte des Christenthums" (S. 10), armselige Belege für das noch nicht Erforschtseyn jener Idee. Es wird auf's Neue die Frage nach der Idee gestellt. Es wird vorbereitet, es wird eingeleitet, und S. 15 nun wirk-

augenblicklich als Witz beklatschen, aber uns wird jedesmal fast misanthropisch zu Muth, wenn wir solches Kinderspielzeugs wegen Heine genial nennen hören, da das, was wirklich in ihm genial genannt werden muß, ganz anderen Wesens ist, und auch ganz andere Form annimmt. — Nie möchte wohl jenes herrliche Lied Luthers mit unheiligern Augen betrachtet, und nie die Kraft seiner heiligen Poesie aus schnöderen Gründen gerühmt worden seyn. —

Was soll man übrigens dazu sagen, wenn in ein' und demselben Buche behauptet wird (S. 9), das Christenthum sey unzerstörbar und unsterblich, eben weil es Idee, und dann doch in der Stellung des Fraglichen (S. 17), ob wir des Christenthums noch bedürfen, so wie in der ganzen Polemik gegen dasselbe, nur zu deutlich angegeben wird, daß das Christenthum eine alt gewordene, abgelebte Institution sey, die durch eine neue Religion, durch die jugendliche Gestalt einer Religion der Freude verdrängt werden müsse. — Oder hat Herr Heine, ungeachtet des Eiferns gegen den Hofrath Heeren und der Anekdote von jenem Kutscher in der Lüneburger-Heide, selbst nur eine so schattenhafte Vorstellung von dem Wesen einer Idee, daß sie nach ihrem Ableben dennoch fort existiren könne als bloßes Eidolon, man weiß nicht wie, oder als bloßes Traumgesicht, man weiß nicht wo? — Und meint er wirklich, daß das Christenthum seiner Idee nach unsterblich seyn dürfte, wenn doch die Menschheit längst schon zu mündig geworden wäre, als daß es einer so trübseligen Freudenstörerin noch bedürfen sollte? — —

Wirft es aber nicht auf einen Schriftsteller ein sehr zweideutiges Licht, welcher in einem Buche die Rehabilitation des

Fleisches, die Anerkennung der Rechte desselben übernimmt, und doch bekennt, der Teufel sey es eben (43), welcher nicht mit „Geringschätzung vom Leibe" denke, indem er von uran dem Spiritualismus entgegen gewesen? — Denn so gewinnt die ganze apostolische Funktion Heines, wenn man erwägt, in wessen Namen er kommt und das neue Evangelium verkündigt, einen wenig Zutrauen erweckenden Charakter, da sich doch längst im Christenthum die Sache vielmehr so gestellt hat, daß die Hochschätzung des Leibes, seine Heiligung nämlich, eine Folge der Inkarnation nicht des Teufels, sondern — Gottes selbst ist. Was aber dieses Letzte betrifft, wie sind denn unserm Unverschämten einmal alle vernünftigen Gedanken ausgegangen, wie ist er denn so verblendet, über den einmal genommenen Ausgangspunkt seiner Polemik gegen das Christenthum, daß er — man traut den eigenen Augen selbst nicht mehr — (S. 124) „Jesus Christus" den „im wahren Sinne des Wortes inkarnirten Geist" nennt, da doch eine solche Wahrheit und Thatsache jedem Unbefangenen sofort das eigentliche Verhältniß des Geistes zum Fleische in Christo wie im Christenthum auf's deutlichste eröffnen müßte, so daß alle Religion und Weltansicht, welche nicht dem Geiste ausschließlich (abstrakt), sondern eben so auch dem Fleische das ihm zukommende Recht widerfahren läßt, und also mit der Rehabilitation des Fleisches überall anfängt, in diesem Anfange sie aber auch schon realiter setzt, immer nur die christliche seyn kann. — —

Aber wir laufen freilich Gefahr, von Herrn Heine verlacht zu werden wegen unserer deutschen Gewissenhaftigkeit und ernsten Miene, mit der wir ein Buch controliren, dessen eigenste Methode und Art eben die ist, aller Logik und Consequenz

nicht selten entbehren zu können. — Habt ihr denn gar keinen Sinn, ihr schwerfälligen Deutschen, für leichthingaukelnde Phantasieen, bei denen man wirklich nicht im zehnten Takte mehr zu wissen braucht, in welcher Tonart man den ersten begonnen? Und fragt ihr bei aller Rede im Leben und in der Schrift noch immer nach einem Zweck, und kennet nicht die Süßigkeit, welche die Rede hat um der Rede willen, den Zauber und das leichte Amüsement des bloßen Geschwätzes? — Und ist der Zauber des süßen Geschwätzes denn wirklich so groß in diesem Buche? — —

Herr Heine hätte sich unseres Dafürhaltens gerade in vorliegender Schrift hüten müssen, Büffons Wort, der Styl ist der Mensch selbst, anzuerkennen, der seinige ist in vielen Partieen im höchsten Grade schlotterig und, wie man in der Provinz von Frauen zu sagen pflegt, die sich in der Kleidung vernachlässigen: schlunzig. Oft ein Ton der Rede über die wichtigsten Gegenstände wie in einer Bauernzeitung. Ein Wechsel des Widersprechendsten. Bald eine Darstellung der parfümirtesten Stutzerhaftigkeit, dann wieder ein Mangel an Haltung, der kaum noch zur Bekleidung Lust zu haben scheint. Man möchte bisweilen auf den Gedanken kommen, ungeachtet der häufigen Schutzreden für das Fleisch, unser Verfasser halte gar nichts mehr auf seinen Körper, ein so reiner, erhabener Geist sey er geworden. Mag indessen Herr Heine immerhin sich rühmen, Zutritt zu haben zu den feinsten Salons der Pariser geselligen Welt, seinen letzten Schriften merkt man denn doch jenen unangenehmen Schwulst ab, welcher eher auf deutsches, dickes Bier, als auf ächten Champagner schließen läßt. —

Welch' eine kleinliche Lieblosigkeit gehörte dazu, um Seite

147 niederzuschreiben, und so zu Franzosen von dem eigenen Vaterlande zu sprechen! Welch' eine Flachheit in der Auffassung! Vergißt Herr Heine, daß er selbst schimpft über das Schimpfen? Vergißt er, daß in den französischen Blättern und politischen Debatten eine Menge Skandal vorkommt, der wahrlich unendlich unwichtiger und lächerlicher ist, als jener hallesche? — So daß also wieder das Glückwünschen in Bezug auf die Franzosen ziemlich kindisch und kriechend angebracht worden ist. — —

Du hast Dich groß gesogen und gezogen an Deutschlands edelsten Geistern, die Tiefe ihres Gemüths, die Schärfe ihres Verstandes befällt Dich so oft — man sollte meinen, wie im Schlaf, nach jenen Nächten, die Du in den Boudoirs Deines religiösen Freuden-Cultus durchgeschäkert; Du bewahrst noch tief in Dir den holden Liebreiz eines engelreinen Kindes, vielleicht, wie so oft, ein Vermächtniß Deiner Mutter, deren Sprache Du noch schreibst; und dennoch willst Du Undankbarer nicht Wohl und Weh mit den Deinen theilen, willst nicht freudig alle Irrthümer, selbst alle Frevel, die wir etwa zusammen begingen, auch zusammen mit uns tragen und büßen, sondern klatschest über uns bei Franzosen?! —

Welcher Deutsche hätte nicht einen Krieg auf dem Herzen gegen Heine und gegen Alle, welche ähnliche Frevel an dem Vaterlande begehen! Wer fühlte sich nicht auf's heiligste gedrungen, Einsprache zu thun gegen eine solche Sprache des Uebermuths und der Schadenfreude, der Paradoxieenjagd und der gottlosesten Schöngeistigkeit! — Und wem denn nun wirklich derartiges nicht im geringsten verdrießlich ist, wer in dem unaufhörlichen Haschen nach witzigen Antithesen und Cokettiren mit

französischer Leichtigkeit und Weltkälte vollen Ersatz findet; dann müßte man wirklich den Rath geben, noch einmal sein Interesse für das rein Menschliche, für das, was in allen Wegen das Rechte und Ewige ist, zu prüfen. Auch wir kennen den unwiderstehlichen Zauber, welchen der Geist auf den Geist ausübt, und haben uns demselben im Leben nie mit philiströser Aengstlichkeit und Engherzigkeit ergeben, aber Handwerker und Landleute, Kinder und alle die noch Einfältigen, vor Allem die große, heilige, keusche Natur sollen unsre liebste, unsre einzige Gesellschaft ausmachen, und wir wollen lediglich durch solche Vermittelung mit Gott ein seliges Zwiegespräch führen, wenn der erwachte Geist es zu solchen Resultaten bringt, wenn er Gott und der Menschheit solche Spottaltäre baut, solche Schelmlieder singt. —

— Aber alle Schuld rächt sich auf Erden. — Wir erinnern an das oben Berührte bei Gelegenheit Rameaus, über das Mißliche seiner Stellung zu reichen Gönnern und Gastgebern. Herr Heine steht in einem ähnlichen Verhältnisse. Herr Heine ist gegenwärtig bei den Franzosen zu Gast. — Welch' ein süßer, flüchtiger Rausch des Lebens! Welch' ein lieblicher Wechsel des Bemühens und Gelingens, des Genießens und Behagens! Alle Tage ein neues Fest, alle Tage Nektar und Ambrosia, Nymphentanz und Wollust, zu nippen und zu schwelgen! Die Reihe dieser glänzenden Salons giebt in Wahrheit ein überraschendes Gemälde, ein entzückendes Panorama der Zukunft, welche sich naht, der Orgien und Göttergenüsse auf elysäischen Feldern des neuen Cultus. — Und wie nun Herr Heine einer stets so offenen Tafel, einer solchen, nur Franzosen möglichen Gastfreundschaft sich würdig zu zeigen weiß, wie er

nicht selten in Kreisen der feinsten Conversation die Aufmerksamkeit spannt, als dieser junge, der Sage nach — Deutsche, der mit ächt französischem Witz seine Landsleute lächerlich zu machen verstehe, pikant und keck zur Verwunderung, stark an Geist und fast ein wenig gotteslästerlich, wenigstens immer liberal und originell, immer aufgeklärt und mit den Ideen der Gegenwart fortschreitend; wie das unserm Abtrünnigen gelingt, — ob es ihm immer gelingen wird, ob das seiner eigenen Ueberzeugung nach noch lange gesegneten Fortgang haben sollte? — Wohl schwerlich! — Ist aber Heine bei sich selbst zweifelhaft, so appellire er nur wahrhaft an das Volk, an diese vox populi, welche hier allerdings die vox dei ist, denn es gilt Recht und Gerechtigkeit auf die Dauer, und selbst das stolzeste, selbstsüchtigste Volk fällt am Ende denn doch einen Richterspruch, welcher ein entschiedener Beleg ist für das Urtheil Gottes. —

Zweifelt denn Heine noch im Geringsten, daß er und Consorten zuletzt nur eine klägliche, eine lächerliche Rolle spielen werden, sogar in den Augen der Franzosen, der so viel Gehuldigten, in das Gesicht Gelobten? — Nichts kann ihn auf dem eingeschlagenen Wege zuletzt davor bewahren. — Diese Art Menschen, wahre Schmarotzergeschöpfe ihres Geschlechts, mit unendlicher Gefallsucht, mit unendlichem Eigendünkel, welche ihrem Vaterlande längst den Korb gegeben haben, bleiben zuletzt doch noch sitzen, und werden mit ihrer preziösen Coketterie wie alte Jungfern behandelt und aus dem Wege geschoben. Dann heißt es: ihre Zeit ist vorüber. Das Vaterland betrachtet sie als Ausgestoßene, das Ausland als Heimathlose, und es ist die Strafe

der beleidigten Menschheit, welche sie zu ewiger Wanderschaft verdammt. —

Alle die gerügten Frevel und Verirrungen nun, wie Alles, was sonst jeden ruhig Auffassenden und Urtheilenden bei Heine abstoßen mag, dieß Einseitige seiner Weltbetrachtung, diese grobe, pantheistische Ineinsbildung, die doch geschichtlich und besonders wissenschaftlich längst überwunden ist, dieß Großthun mit der Verachtung und Verzweiflung, dieß Renommiren mit witzelnder Frivolität, diese Verendlichung jeder Erscheinung, so wie diese schadenfrohe Bespöttelung deutscher Nation, wie deutscher Notabilitäten, das Alles hängt auf's genaueste zusammen mit der durchaus falschen und im höchsten Grade seichten Auffassung des Christenthums. —

Mögen noch so Viele geneigt seyn zu der Annahme, an irgend einer, noch zu erwartenden Kunstproduktion Heines seine Versöhnung mit dem Leben und selbst mit dem Vaterlande zu erleben, wir können uns eine wahrhafte Wiedergeburt des Heineschen Geistes nur aus einer tiefern Erfassung des Christenthums und Demüthigung vor demselben hervorgehend denken. Aber — freilich ist das Christenthum nicht Spiritualismus. Und zwar Spiritualismus, welcher als solcher die Materie als ein zu Bekämpfendes und wo möglich zu Vertilgendes nur sich gegenüber hätte. — Denn so das Christenthum als Spiritualismus fassen, ist eben so flach, wie etwa in der bekannten und beliebten Weise des Rationalismus und der Sentimentalität, die Unsterblichkeit als sich von selbst verstehende Fortdauer der Seele nach dem Tode, als frei von jeder Körper-Hülle und Fessel, behaupten. Und wir hören hier wieder den starken Geist der Aufklärung ganz gleich sich aussprechen mit den Be-

kenntnissen des Verstandes und des Gefühls. Aber das Christenthum hat alle diese einseitigen Standpunkte längst durch sein Bestehen aufgehoben, denn es hat sie alle ihrem Inhalte, aber auch ihrer Widerlegung nach als einzelne Momente in sich, und das Christenthum könnte mit eben so viel Grund von Heine auch Materialismus genannt werden, die Religion des Fleisches, weil des Fleisch gewordenen Geistes (Gottes). — Der Spiritualismus, wie er den Materialismus, der Geist, wie er das Fleisch außer sich habe, und es christlichgemäß kasteien solle, ist der noch bloß abstrakte, der noch alles Daseyns, aller Wirklichkeit ermangelnde, der immer nur in dem Kopfe gewiß auch vieler Christen wie Heines selbst herumspukende. — Das Christenthum kennt durchaus keine Materie, die dem Geiste so zu sagen von uran abhanden gekommen, oder in deren Besitz er nie recht gewesen wäre. Das Christenthum fängt nirgend weder mit einem abstrakten Geiste, einem bloß substantiellen Gotte, noch mit einer chaotischen Materie, einem sich selbst überlassen gewesenen Stoffe an, sondern Alles und Jedes der materiellen Welt, vom vollendetsten, complicirtesten Organismus bis zum rohesten Conglomerat des Minerals, ist doch nur Manifestation und Ausdruck des schaffenden Geistes, ist doch nur die Entäußerung der Idee selbst. Je mehr etwas im Materiellen nun geeignet ist, diesen Ausdruck der Idee darzustellen, desto edler ist es, desto höher wird es in der Reihe der Erscheinungen zu stellen seyn, und so sehen wir in dem thierischen Organismus, und insbesondere in dem menschlichen, diesen Ausdruck am vollkommensten erreicht, und daher spricht das Christenthum von dem Menschen als dem Ebenbilde Gottes, und von dem Körper als dem Tempel des heiligen Geistes, und es sind das

nicht leere Prädikate, nicht üppige, nichts sagende Metaphern des schwärmenden Orients, sondern ewige Benennungen, Benennungen, welche den Charakter der Nothwendigkeit an sich tragen; es sind Formen der Sprache, welche die Identität der Form überhaupt mit dem Wesen selbst zu erkennen geben. —

Das Alles aber freilich muß für Herrn Heine, wie für Alle, welche ähnliche Vorurtheile hegen, ziemlich abstrus und wahnwitzig klingen, so lange es um das Princip selbst so schlecht bestellt ist, so lange man sich nicht bemüht, die Idee des Christenthums in etwas Anderes zu setzen, als in die mönchische Kasteiung des Fleisches. Die Idee des Christenthums aber ist und bleibt ewig: *die Einheit des Göttlichen und Menschlichen*, daher dieser Christus der Gottmensch im ausschließlichem Sinne, daher dieser Gottmensch der Christ κατ' ἐξοχήν, daher das Gottmenschliche auf von Ihm abgeleitete Weise in allen den Seinigen *vor* und *nach* seinem geschichtlichen Erscheinen, daher das Christenthum nirgend ein solches vages, in der Luft schwebendes Phantom, sondern, überall nur in der Persönlichkeit sich darstellend, ein realisirtes Ideal, eine, als Gegenwart sich bewährende Vergangenheit und Zukunft ist. —

Freilich wird hier der pochenden Willkür auf doppelte Weise zum großen Aerger der Krieg erklärt. Einmal soll man aufhören, die absolute Unzufriedenheit mit der Gegenwart, und zwar in ganz objektiver, stets weltreformirender Beziehung an den Tag zu legen. Man soll sich mit der Gegenwart aussöhnen. Zweitens soll man aufhören, die absolute Zufriedenheit mit der eigenen Vortrefflichkeit, also in ganz subjektiver, selbstgefälliger Beziehung Andern zum Besten zu geben. Man soll sich selbst reformiren. Und weil eben das Christenthum diese doppelte

Forderung rücksichtslos macht, so erklärt man es theils als zu gut für diese Erde, theils als hinter der Zeit zurückgeblieben für eine unbrauchbare Idee des Mittelalters. —

Aber das Christenthum ist auch die Macht über diese Ohnmacht. Nur datiren wir freilich das Christenthum seiner Idee nach von seinem Stiftungstage, und setzen ihm keine Schranke weder in der Natur noch in der Geschichte. Wir glauben an eine Erziehung des Menschengeschlechts im Lessingschen Sinne, und glauben und wissen es, daß das Christenthum allein sie vollbringt, und daß diese Erziehung weiter nichts ist, als die immer weitere Verbreitung des Christenthums selbst. —

Vor Allem aber traue man dem christlichen Standpunkt Freisinnigkeit zu und weltumfassenden Ueberblick. Oder man versetze sich nur vielmehr wahrhaft auf diesen Standpunkt, um die Totalität des Christenthums anzuerkennen. Das Gefühl entwickelt sich vor dem Verstande, die Poesie vor der Prosa, die Kunst vor der Wissenschaft. So daß in jenen schon als vorhanden geahnt wird, was sich in diesen als vorhanden auch dem Erkennen offenbart. Und wenn wir im Christenthum die Einheit des Göttlichen und Menschlichen beim vollen Lichte des Erkennens hervortreten sehen, so spricht uns schon im Heidenthume griechischer Kunst beim Scheine eines lieblichen Morgenroths dieselbe Einheit sinnig an, indem das Gottmenschliche der Charakter und Ausdruck aller jener Gestalten ist.

Auch die Theologie unserer Zeit dürfte das schwerlich mehr verläugnen. Ueberhaupt thut ihr Unrecht, wenn ihr den Theologen, wiefern sie die Theologie als Wissenschaft wahrhaft repräsentiren, noch immer die alten Allongenperücken aufrücken, und von jeder schwarzen Kappe auf eine eben so schwarze Verkap-

hung schließen wollt. — Es macht eurer Aufklärung, eurem oft so gerühmten Fortschritt mit der Bildung der Zeit, selbst wenig Ehre, nicht zu wissen, wie sehr das Alles anders geworden ist. Auch die Theologie hat ihren ungeheuern Umschwung gehabt. Ich könnte euch Namen nennen, vor denen ihr billigerweise Respekt haben müßtet, wenn ihr euch nicht in der gröbsten Unwissenheit bloßgeben wolltet. — Und dann — seyd nicht besorgt, auch nur einen Schritt breit weichen zu müssen aus dem Gebiete der Materie oder der Kunst, wiefern ihr beide nur wirklich als Ausdruck der Idee betrachtet; es ist Alles euer, ihr aber seyd Gottes, und das Christenthum selbst ist nur die erhabene Transsubstantiation des Geistes in die Materie, und auch Heines großes Natur- und Volks-Gedicht gehört dem Christenthume an, und wir erwarten nicht, wie Viele gutmüthig meinen, noch eine besondere Periode für die christliche Poesie, sondern alle Kunst, als Produktion des Schönen, wird geübt und gepflegt unter dem Schutze des Christenthums, und jedes Kunstwerk ist eine Fleischwerdung Gottes in eigener Art, und immer auf's Neue beginnt diese Umarmung und himmlische Verjüngung.

Und sprecht mir nun noch von der Freudlosigkeit des christlichen Cultus, oder gar des Christenthums selbst, von seiner Schwermuth, von seinem Trübsinn, von seiner über dem Schmerz brütenden Zurückgezogenheit. Hat etwa der Cultus schon alle seine Formen verbraucht oder schon gar hervorgebracht? — Und selbst den vorhanden gewesenen und vorhandenen könnet ihr nur entweder aus Halsstarrigkeit oder aus eigener Armuth der Phantasie keine Schönheit abgewinnen. Und was den andern Vorwurf betrifft, so könnet ihr allerdings zu einer wahrhaften

Erfassung einer so unendlichen Heiterkeit und Seligkeit, als das Christenthum sie bietet, nur gelangen, indem ihr zum Verständniß kommt über die Bedeutung, welche das Kreuz und die Wehmuth in ihm haben. Denn nur über Dornen erblüht auch diese Rose, und nur aus der bittern Myrrhe gewinnt ihr diesen süßesten Balsam. — Und gerade Heine, mit Schmerz und Schwermuth so reich erfüllt, so tief vertraut, könnte von da aus so leicht das Ueberwundenseyn beider im Christenthum entdecken. — Ja, sogar wo wir ihn angreifen mußten, was sein ungestümes Schreien nach Freude und Fest angeht, so hat er, christlich betrachtet, auch wieder Recht, aber — es ist bereits Alles in Erfüllung gegangen, und nur in dem Christenthume und nirgend anders findest Du das Gastmahl noch höherer als platonischer Art, an dem Theil zu nehmen nicht mißlich ist, als gebe es ein reicher Gönner; und nur im Christenthume findest Du das — wahrhaft schöne Fleisch, denn Du findest seine Verklärung durch den Geist, und das Christenthum ist ein Fest des ewigen Frühlings, denn es ist ein ewiges Pfingsten, und Pfingsten ist das Fest des Geistes, wie er sich über alles Fleisch ergießt! —

Es wäre vielleicht vor zwei Decennien manchem Deutschen unwahrscheinlich vorgekommen, wenn Jemand gemeint hätte, es werde nach einigen Jahren wieder der Vertheidigung des alten Glaubens im Ernste bedürfen, so frisch und stark offenbarte sich damals dieser Glaube an den christlichen Gott mit der innigen Liebe zum Vaterlande. Jetzt ist diese Vertheidigung wirklich nothwendig, und selbst daß der Deutsche Deutschland wieder vertheidige mit der Waffe des deutschen Wortes gegen Deutsche ist nothwendig geworden, nur darf das Alles uns

nicht im Geringsten irre machen, sondern getrost, denn es erhält uns wach und rüstig, und bewahrt uns vor jedem Einschlafen. —

Allen Schreiern zum Trotz, deren wüster Lärm sich jetzt wieder mehrfach in literarischen Kreisen vernehmen läßt, als wenn der deutsche Geist sich Jahrhunderte lang mit leeren Grübeleien und Spitzfindigkeiten beschäftigt hätte, und welche den alten, kaum überwundenen Fanatismus wieder Lärm schlagend verkündigen, wir hätten's zu bedauern, daß es nicht zu so unholden Erscheinungen bei uns im politischen Leben komme, wie im dem Nachbarlande, bricht sich die weltgeschichtliche Bedeutung der vaterländischen Intelligenz durch alle Hemmungen Bahn. Sie aber, diese Vorlauten, geben sich offen genug wider Willen einerseits als die Beschränkten zu erkennen, andrerseits als die Rohen, wie denn bisweilen einigen dieser Fahne eine wilde Ungeschliffenheit und burschikose Renommisterei anklebt, wie sie vielleicht noch nie in Prosa und Vers sich geltend gemacht hat. Und dennoch verkennen wir auch die günstigen, die sehr erfreulichen Zeichen dieser Erscheinung nicht. Wir fühlen uns zu unendlichem Fortschritt angeregt. Ein durchaus neuer, ein unverkennbar viel versprechender Geist beginnt sich in der Literatur zu regen. Eine muntere, eine vielfach begabte, wie gebildete Jugend zeigt uns wirklich noch über das Goethesche Zeitalter hinaus, nicht um Vollendeteres hervorzubringen, sondern um neue Welten zu erobern. Und wir finden es denn auch im Hinblick auf den Charakter einer solchen Uebergangsperiode, wo nur in einzelnen Ausgezeichneten die Zukunft schon wirklich vergegenwärtigt, ganz entsprechend, daß ein noch nicht flügge gewordenes Geschlecht mitunter sich etwas tölpisch geberdet. Das sind die immer wiederkehrenden Flegeljahre der Literatur,

des zwar noch nicht völligen Ausgewachsenseyns über den schnellen Zuwachsens und Gedeihens geistige Naturen, die aber auch eine um so strengere Pädagogik des kritischen Verfahrens erheischen, um letztern nicht vollends über den Kopf zu wachsen. — Ja selbst das wieder Mode werdende Hinweisen auf die Vorzüge anderer Völker ist ein glänzender Beweis von der intellektuellen Freimüthigkeit des Deutschen, von der Rücksichtslosigkeit seiner Polemik, von der Kraft der Negation, in die das herrlichste Positive, welches er sich errungen hat, übergeht, um noch weiter zu gedeihen, um sich vor jeglicher Abschließung zu bewahren. Nur das müßten wir an solcher Tendenz als beschränkt bezeichnen, wenn man, aus bloßer Hitze im Politischen vorwärts zu kommen, leichtsinnig vergißt, daß der Staat vorzugsweise in der I d e e alle seine Momente, alle seine Glieder sammelt, daß er nur fortschreitet, wenn jedes seiner Organe sich gleichmäßig erneut, und daß dieser Proceß nicht allein von außen durch Assimilation, sondern zuerst von innen durch Produktion, also i d e e l l zu vollziehen ist.

Darum müssen wir sie beschränkt nennen, die vor lauter Zerstreuung nach außen noch nicht ihr Vaterland von der Seite der Intelligenz erkannt haben, von der Seite seiner tiefsten Innerlichkeit, die ihm den höchsten Adel gewährt, und ihm eine ganz andere Nationalität zusichert, als die aufflammende einer Juli-Revolution; noch weniger daß sie erkannt, wie das eben die energische, wahrhaft unverwüstliche Substanz eines solchen Volkes ist, statt wie andere das tragische Schicksal zu haben, a u f s t a b i l e W e i s e das revolutionäre Princip in der Geschichte beinahe schon darstellen zu m ü s s e n, vielmehr in ruhiger Consequenz, in steter Ueberlegenheit über den Gährungs-

stoff, mit dem Einzelne inficiren möchten, dieselbe Allmählichkeit und stätige Methode im Fortschritt des Staates, wie der Kirche, durch den Widerspruch hindurch, zu beobachten, wie die Natur in ihrem Proceß, in der geringsten, wie in der großartigsten ihrer Bildungen, ewig fortgeht; daher wir denn auch ganz in dem Sinne wie bei der Natur, so besonders bei dem germanischen Leben, von einer Metamorphose sprechen dürfen, die erst uns die größte der Menschheit ahnen läßt. — Soviel um Geweihete, wie Ungeweihete zugleich zu bezeichnen. —

Möge bei dem in diesem Aufsatz Gesagten, vor Allem das gleich zu Anfang Bemerkte festgehalten werden, daß wir auch in der Kritik nur einen Haß uns erlauben dürfen, welcher die Liebe selbst ist. Alles Absprechen, alles Niederreißen ist anmaßend und vermessen, wenn es nicht auf irgend ein Anerkennen, ein Aufbauen sich bezieht. —

Wir müssen gestehen, daß wir unsere Polemik gegen Heine nicht so hätten walten lassen, wenn unsere Liebe für ihn nicht ebenfalls groß und größer noch wäre. — Daß wir jedoch die positive Ausführung dieser anerkennenden Ausstellung nicht gleicherweise hier geben, liegt allein darin, daß uns das wirklich Große und Treffliche Heine's viel mehr im Publikum erkannt und anerkannt scheint, als das Krankhafte und durchaus zu Verwerfende. Es giebt eine Ehrenrettung für Heine, wonach ihm eine eben so glänzende, als einflußreiche Stellung gebührt, eine Ehrenrettung, die alles das wieder aufwiegt, was Heine an Deutschland gefehlt und verbrochen hat. Nämlich die — daß man sich überzeugt, Heine müsse in allem bis dahin Vorliegenden seiner Werke nur als Dichter betrachtet und beurtheilt werden, als Dichter, wie er in der That noch nie da gewesen ist, wie

ihn wohl nicht leicht eine Nation wieder erzeugen wird. — Alle die einzelnen Schriften Heine's bilden dann nur die, oft wunderbar genug in einander gefügten Theile eines großen Natur- und Volks-Gedichts, dessen Uebergänge oft eben so schroff als kunstreich, eben so kühn als wohlgefällig, eben so tragisch-ernst als burlesk-komisch erscheinen. —

Wie man der Natur und dem Volk eine Phantasie zuschreiben muß, deren ewige Unruhe, deren ewig gährende und gebärende Tiefe den sinnigen Reisenden namenlos fesselt, belehrt und ergötzt, erschreckt und entzückt, mit kindlichster Naivetät und entsetzlicher Grausamkeit, mit süßester Schwärmerei und gespenstischem Spuk, mit Empörung aller Elemente und milder Versöhnung eines schönen Abends oder einer lieblichen Sage, mit Gemeinheit und Hoheit, mit gellendem Mißton und schmelzendem Locken, — also der Gesang, den unser Dichter anstimmt. Ueberlaßt euch ihm so, und ihr müßt ihm Alles verzeihen, auch wo er euch auf das Empfindlichste verwundet, und er weiß euch, selbst nach dem wildesten Ausbruch des Sturms und der Verzweiflung, doch nicht länger das deutsche Herz zu verbergen, und ihr ruht an seiner Brust, und es ist Stille, aber freilich nur wieder Stille des Meers, dessen Schweigen nicht lange währt, denn unten wühlt es dumpf, und schon stehen die weißen Wogen wieder auf, und so immer und immer fort wie Ebbe und Fluth. — Diese Vorliebe für das Meer ist bei Heine charakteristisch. Sie ist nur die andere Seite seiner Liebe um Volk. Es enthält diese Liebe zum Meere in ihm etwas wahrhaft Nährendes, dieser Zug zum Unendlichen hin, diese Sehnsucht nach einem Jenseits, diese Reiselust, dieses Ziehen nach der Ferne und Fremde, dieser Durst nach der kühlenden Tiefe, dieses vielleicht unbewußte Verlangen, nach einem solchen Bade-

wieder rein und erneuet zu werden. — Bemerkt nur, wie selbst da, wo Heine im Uebermuth oder Schmerz seines Humors auch die tollste Teufelsfratze euch darstellt, überall doch das zart und fein gebildete Ohr des Gottes durchblickt, und wo ihr geneigt seyd, ihn als politischen Schriftsteller, als Volksvertreter, oder gar als Philosophen und Religiösen gewähren zu lassen, und er schlägt euch dann Schnippchen, und er verliert sich in episodische Darstellungen, die oft das Frivolste und Gemeinste bieten; da verändert nur sofort eure Stellung, die sein Gedicht, wie ein Gemälde, fordert, und es strahlt euch der Wunderglanz seiner Poesie entgegen, und in ihr ist dann eben so wenig etwas noch fad oder gemein, als in dem Leben, oder in der Natur, wenn ihr beide als Ganze betrachtet. —

Du hast Weisen angeschlagen auf Deiner Harfe, die Mancher nachgelallt und nachgeklimpert, die Keiner wieder erreicht, die Wenige verstanden, voll heiligen Tiefsinns, voll höchster Begeisterung, voll süßer Einfalt der Natur, voll süßer Schwärmerei des Volks. — Wie es Feuer- und Sonnen-Anbeter giebt, so bist Du als Dichter ein Meeranbeter, ein Abbild all' seiner Laune und Schönheit, ein Priester der Ur-Gewässer, der da weiß, was ihre Tiefe verschließt. — Aber — Dir fehlt nichts als wieder ein Vaterland, welches doch nur Deutschland seyn kann, denn Du bist ein ächter Deutscher, wir glauben's Dir nicht, fall's Du uns auch verläugnen solltest, ein Deutscher an Tiefe und Schmerz, an Ernst und Weichheit, an Liebe und Adel des Gemüths. — Dir fehlt nichts, als das Christenthum, und Du hast dann auch als Mensch gebüßt, was Du als Dichter schon lange gutgemacht hast, und das Christenthum muß Dich noch ganz anders läutern und erneuen können, als — das Meer! —

Père la Chaise.

Zur Erinnerung an Baruch Börne.

1837.

Eine Vision, welche mein Mitleben und Mitsterben mit der Menschheit hervorgerufen hat! — Ich bin in Paris. Ein Morgen, an welchem man Veilchen und Schneeglöckchen in der Atmosphäre wittert, denn der Februar schon ruft hier diese lieblichen Kinder des Frühlings hervor. Mein Weg führt mich über die Boulevards. Ein wehmüthiges Gemisch von feierlicher Stille und fernem Tosen der unendlichen Weltstadt. Sind's Langschläfer, welche diese Straße noch frei erhalten? Ist's die Grippe? —

Seltsam mahnend schallt herüber die Glocke der Früh-Mette von Notre-Dame. Die alte, ehrwürdige Kathedrale führt eine ernste Sprache, deren ergrautes Priesterthum die Glocken der anderen Kirchen nur wie leichte Novizen umschwirren. Die Reveillé wirbelt herüber aus tausend verschiedenen Stadttheilen, sie wirbelt so süß, so in's Leben weckend, als wollte sie die alte Garde aus den fernen Gräbern von Smolensk in's Gewehr rufen, und wirklich tritt drüben eine Wache in's Gewehr. Was ist's? Wem gilt's?

Ein Leichenzug. Kein Volk umher, Kopf an Kopf, keine Nationalgarde, keine Gens'darmerie, welche sonst die grollende Woge des Volkes bändigt! Aber — wie bekannte Haltung, wie verwandte Gesichter! — Wunderbar leuchten diese flammenden Fackeln in das siegende Tag-Licht neben verlöschenden Reverberen, ein lebender, ein wandernder Katafalk! Da giebt

ein Blitz in der Kuppel des Invalidenhauses das Signal de[s] Sonnenaufgangs, da ziehen die Lerchen in luftigen Bogen al[s] Brieftauben der Trauernachricht über die Leidtragenden hin; si[e] ziehen dem Rheine zu! —

Wir stehen am Grabe. Es ist so lockend geschüttet, s[o] schwellend aufgebauscht das heimische Bett. Die nächsten Wochen werden es mit Blumen-Bouquets umranken. — Sie heben den Sarg von der Bahre. Sie drängen sich verlangend herum. Sie ziehen die umflorten Hüte. Landsleute sind's, Deutsche, deren männlicher Sinn, deren bewährter Charakter mit der Thräne ringt. Einer verläßt den Kreis, kein Geistlicher, und tritt dem Todten zu Häupten. Wir hören die Worte:

Baruch Börne! Du bist früher von uns geschieden, als wir Dich missen konnten. Du bist, wie Israel, zweimal gewandert aus dem Land' Deiner Väter, und bist einsam gestorben in doppelter Verbannung, in dem Exil als Jude und in dem Exil als Deutscher. Aber wie leicht muß es Dir um das brechende Herz geworden seyn, Dir, der Du immer noch treu, die glühendsten Liebesbriefe an Dein deutsches Volk geschrieben, als Deinem, seit Jahren betäubten Ohre nun plötzlich alle Dumpfheit verschwand, als Du wieder hören konntest und hören konntest den Ruf der Freiheit: das Ende zu seyn eines jeden Exils! als der verbannte Republikaner den Freibrief erhielt, zurückzukehren in den Freistaat der Welt, in das gelobte Land seines uralten Heimwehs! —

Du bist nie lässig gewesen, nie lau! Du wolltest lieber daran geben Heimath und Gesundheit, öffentliche Meinung und Sicherheit als Deinen — Charakter. Du wolltest lieber

zu hassen scheinen, als eine Liebe heucheln, auf Kosten der Freiheit, der Wahrheit, des Volks.

Dieß war Deine Gesinnung, Deine Ansicht! Du konntest deshalb als Mensch noch unendlich irren, konntest die Wahrheit verfehlen, und hast sie nicht selten verfehlt. Du hast vor lauter heiligem Weh, vor lauter Liebe zur Tugend, zur Freiheit, geschwärmt, getobt, gewüthet, aber Du zucktest das Schwert Deines Witzes immer nur in der Absicht, dem Rechte, der Menschenwürde eine Gasse zu bahnen, ja, Du drangest in Dich selbst zerfleischend ein, beim Ausholen zu neuen Schlägen.

Du hast lange und emsig im Dienst gestanden Deines hohen Geistesahnen, hast fortgesetzt seine Fastenpredigten während der Menschheit Marterjahre, hast Deinem geliebten Jean Paul eine Nachrede gehalten, die schon allein Dir eine bringen wird, wenn unser Schmerz sich gedämpft. Du hast noch zuletzt den Völkerhaß in seine Ohnmacht zurückgewiesen, aber „Menzel der Franzosenfresser“ ist ein Stachel Deines Sarkasmus gewesen, den Du nicht mehr zurückziehen konntest.

Welch' eine Ader des Witzes, ihr Freunde, hat hier der Tod, ein zweiter Nero, angeschlagen, welch' einen Stoiker daran verbluten lassen! Deutschland wird noch manchen seiner Söhne senden, zu besuchen dieses Grab; Frankreich fühlt sich geschmeichelt durch das Glück einer dauernden Gastfreundschaft, solcher Asche geschenkt, und die Geschichte wird kein Gedächtniß haben für Verirrungen, für Gebrechen, welche durch strenge Rechtlichkeit, durch uneigennützige Bürgertreue, durch ungeheuchelte Menschenliebe übertroffen wurden. Lange wohl haben sich nicht lauterer Deismus und Republikanismus mit so ächtem Spartanersinne vereinigt. Der Witz

nicht im Geringsten irre machen, sondern gestärkt, denn es erhält uns wach und rüstig, und bewahrt uns vor jedem [illegible]. —

Allen Schreiern zum Trotz, deren wüster Lärm sich jetzt wieder mehrfach in literarischen Kreisen vernehmen läßt, wie wenn der deutsche Geist sich Jahrhunderte lang mit leeren Grübeleien und Spitzfindigkeiten beschäftigt hätte, und welche den alten, kaum überwundenen Fanatismus wieder Raum [illegible] verkündigen, wir hätten's zu bedauern, daß es nicht zu so unholden Erscheinungen bei uns im politischen Leben komme, wie in dem Nachbarlande, bricht sich die weltgeschichtliche Bedeutung der vaterländischen Intelligenz durch alle Hemmungen Bahn. Sie aber, diese Vorlauten, geben sich offen genug wider Willen einerseits als die Beschränkten zu erkennen, andrerseits als die Rohen, wie denn bisweilen einigen dieser Fahne eine wilde Ungeschliffenheit und burschikose Renommisterei anklebt, wie sie vielleicht noch nie in Prosa und Vers sich geltend gemacht hat. Und dennoch verkennen wir auch die günstigen, die sehr erfreulichen Zeichen dieser Erscheinung nicht. Wir fühlen uns zu unendlichem Fortschritt angeregt. Ein durchaus neuer, ein unverkennbar viel versprechender Geist beginnt sich in der Literatur zu regen. Eine muntere, eine vielfach begabte, wie gebildete Jugend zeigt uns wirklich noch über das Goethesche Zeitalter hinaus, nicht um Vollendeteres hervorzubringen, sondern um neue Welten zu erobern. Und wir finden es denn auch im Hinblick auf den Charakter einer solchen Uebergangsperiode, die nur in einzelnen Ausgezeichneten die Zukunft schon wirklich vergegenwärtigt, ganz entsprechend, daß ein noch nicht flügge gewordenes Geschlecht mitunter sich etwas täppisch gebehrdet. Das sind die immer wiederkehrenden Flegeljahre der Literatur,

des zwar noch nicht völligen Ausgewachsenseyns über den schnellen Zunehmens und Gedeihens geistiger Naturen, die aber auch eine um so strengere Pädagogik des kritischen Verfahrens erheischen, um letztern nicht vollends über den Kopf zu wachsen. — Ja selbst das wieder Mode werdende Hinweisen auf die Vorzüge anderer Völker ist ein glänzender Beweis von der intellektuellen Freimüthigkeit des Deutschen, von der Rücksichtslosigkeit seiner Polemik, von der Kraft der Negation, in die das herrlichste Positive, welches er sich errungen hat, übergeht, um noch weiter zu gedeihen, um sich vor jeglicher Abschließung zu bewahren. Nur das müßten wir an solcher Tendenz als beschränkt bezeichnen, wenn man, aus bloßer Hitze im Politischen vorwärts zu kommen, leichtsinnig vergißt, daß der Staat vorzugsweise in der Idee alle seine Momente, alle seine Glieder sammelt, daß er nur fortschreitet, wenn jedes seiner Organe sich gleichmäßig erneut, und daß dieser Proceß nicht allein von außen durch Assimilation, sondern zuerst von innen durch Produktion, also ideell zu vollziehen ist.

Darum müssen wir sie beschränkt nennen, die vor lauter Zerstreuung nach außen noch nicht ihr Vaterland von der Seite der Intelligenz erkannt haben, von der Seite seiner tiefsten Innerlichkeit, die ihm den höchsten Adel gewährt, und ihm eine ganz andere Nationalität zusichert, als die aufflammende einer Juli-Revolution; noch weniger daß sie erkannt, wie das eben die energische, wahrhaft unverwüstliche Substanz eines solchen Volkes ist, statt wie andere das tragische Schicksal zu haben, auf stabile Weise das revolutionäre Princip in der Geschichte beinahe schon darstellen zu müssen, vielmehr in ruhiger Consequenz, in steter Ueberlegenheit über den Gährungs-

stoff, mit dem Einzelne inficiren möchten, dieselbe Allmählichkeit und stätige Methode im Fortschritt des Staates, wie der Kirche, durch den Widerspruch hindurch, zu beobachten, wie die Natur in ihrem Proceß, in der geringsten, wie in der großartigsten ihrer Bildungen, ewig fortgeht; daher wir denn auch ganz in dem Sinne wie bei der Natur, so besonders bei dem germanischen Leben, von einer Metamorphose sprechen dürfen, die erst uns die größte der Menschheit ahnen läßt. — Soviel um Geweihete, wie Ungeweihete zugleich zu bezeichnen. —

Möge bei dem in diesem Aufsatz Gesagten vor Allem das gleich zu Anfang Bemerkte festgehalten werden, daß wir auch in der Kritik nur einen Haß uns erlauben dürfen, welcher die Liebe selbst ist. Alles Absprechen, alles Niederreißen ist anmaßend und vermessen, wenn es nicht auf irgend ein Anerkennen, ein Aufbauen sich bezieht. —

Wir müssen gestehen, daß wir unsere Polemik gegen Heine nicht so hätten walten lassen, wenn unsere Liebe für ihn nicht ebenfalls groß und größer noch wäre. — Daß wir jedoch die positive Ausführung dieser anerkennenden Ausstellung nicht gleicherweise hier geben, liegt allein darin, daß uns das wirklich Große und Treffliche Heine's viel mehr im Publikum erkannt und anerkannt scheint, als das Krankhafte und durchaus zu Verwerfende. Es giebt eine Ehrenrettung für Heine, wonach ihm eine eben so glänzende, als einflußreiche Stellung gebührt, eine Ehrenrettung, die alles das wieder aufwiegt, was Heine an Deutschland gefehlt und verbrochen hat. Nämlich die — daß man sich überzeugt, Heine müsse in allen bis dahin Vorliegenden seiner Werke nur als Dichter betrachtet und beurtheilt werden, als Dichter, wie er in der That noch nie da gewesen ist, wie

ihn wohl nicht leicht eine Nation wieder erzeugen wird. — Alle die einzelnen Schriften Heine's bilden dann nur die, oft wunderbar genug in einander gefügten Theile eines großen Natur- und Volks-Gedichts, dessen Uebergänge oft eben so schroff als kunstreich, eben so kühn als wohlgefällig, eben so tragisch-ernst als burlesk-komisch erscheinen. —

Wie man der Natur und dem Volk eine Phantasie zuschreiben muß, deren ewige Unruhe, deren ewig gährende und gebärende Tiefe den sinnigen Reisenden namenlos fesselt, belehrt und ergötzt, erschreckt und entzückt, mit kindlichster Naivetät und entsetzlicher Grausamkeit, mit süßester Schwärmerei und gespenstischem Spuk, mit Empörung aller Elemente und milder Versöhnung eines schönen Abends oder einer lieblichen Sage, mit Gemeinheit und Hoheit, mit gellendem Mißton und schmelzendem Locken, — also der Gesang, den unser Dichter anstimmt. Ueberlaßt euch ihm so, und ihr müßt ihm Alles verzeihen, auch wo er euch auf das Empfindlichste verwundet, und er weiß euch, selbst nach dem wildesten Ausbruch des Sturms und der Verzweiflung, doch nicht länger das deutsche Herz zu verbergen, und ihr ruht an seiner Brust, und es ist Stille, aber freilich nur wieder Stille des Meers, dessen Schweigen nicht lange währt, denn unten wühlt es dumpf, und schon stehen die weißen Wogen wieder auf, und so immer und immer fort wie Ebbe und Fluth. — Diese Vorliebe für das Meer ist bei Heine charakteristisch. Sie ist nur die andere Seite seiner Liebe um Volk. Es enthält diese Liebe zum Meere in ihm etwas wahrhaft Rührendes, dieser Zug zum Unendlichen hin, diese Sehnsucht nach einem Jenseits, diese Reiselust, dieses Ziehen nach der Ferne und Fremde, dieser Durst nach der kühlenden Tiefe, dieses vielleicht unbewußte Verlangen, nach einem solchen Bade-

wieder rein und erneuet zu werden. — Bemerkt nur, wie selbst da, wo Heine im Uebermuth oder Schmerz seines Humors auch die tollste Teufelsfratze euch darstellt, überall doch das zart und fein gebildete Ohr des Gottes durchblickt, und wo ihr geneigt seyd, ihn als politischen Schriftsteller, als Volksvertreter, oder gar als Philosophen und Religiösen gewähren zu lassen, und er schlägt euch dann Schnippchen, und er verliert sich in episodische Darstellungen, die oft das Frivolste und Gemeinste bieten; da verändert nur sofort eure Stellung, die sein Gedicht, wie ein Gemälde, fordert, und es strahlt euch der Wunderglanz seiner Poesie entgegen, und in ihr ist dann eben so wenig etwas noch fad oder gemein, als in dem Leben, oder in der Natur, wenn ihr beide als Ganze betrachtet. —

Du hast Weisen angeschlagen auf Deiner Harfe, die Mancher nachgelallt und nachgeklimpert, die Keiner wieder erreicht, die Wenige verstanden, voll heiligen Tiefsinns, voll höchster Begeisterung, voll süßer Einfalt der Natur, voll süßer Schwärmerei des Volks. — Wie es Feuer- und Sonnen-Anbeter giebt, so bist Du als Dichter ein Meeranbeter, ein Abbild all' seiner Laune und Schönheit, ein Priester der Ur-Gewässer, der da weiß, was ihre Tiefe verschließt. — Aber — Dir fehlt nichts als wieder ein Vaterland, welches doch nur Deutschland seyn kann, denn Du bist ein ächter Deutscher, wir glauben's Dir nicht, fall's Du uns auch verläugnen solltest, ein Deutscher an Tiefe und Schmerz, an Ernst und Weichheit, an Liebe und Adel des Gemüths. — Dir fehlt nichts, als das Christenthum, und Du hast dann auch als Mensch gebüßt, was Du als Dichter schon lange gutgemacht hast, und das Christenthum muß Dich noch ganz anders läutern und erneuen können, als — das Meer! —

Père la Chaise.

Zur Erinnerung an Baruch Börne.

1837.

Eine Vision, welche mein Mitleben und Mitsterben mit der Menschheit hervorgerufen hat! — Ich bin in Paris. Ein Morgen, an welchem man Veilchen und Schneeglöckchen in der Atmosphäre wittert, denn der Februar schon ruft hier diese lieblichen Kinder des Frühlings hervor. Mein Weg führt mich über die Boulevards. Ein wehmüthiges Gemisch von feierlicher Stille und fernem Tosen der unendlichen Weltstadt. Sind's Langschläfer, welche diese Straße noch frei erhalten? Ist's die Grippe? —

Seltsam mahnend schallt herüber die Glocke der Früh-Mette von Notre-Dame. Die alte, ehrwürdige Kathedrale führt eine ernste Sprache, deren ergrautes Priesterthum die Glocken der anderen Kirchen nur wie leichte Novizen umschwirren. Die Reveille wirbelt herüber aus tausend verschiedenen Stadttheilen, sie wirbelt so süß, so in's Leben weckend, als wollte sie die alte Garde aus den fernen Gräbern von Smolensk in's Gewehr rufen, und wirklich tritt drüben eine Wache in's Gewehr. Was ist's? Wem gilt's?

Ein Leichenzug. Kein Volk umher, Kopf an Kopf, keine Nationalgarde, keine Gensd'armerie, welche sonst die grollende Woge des Volkes bändigt! Aber — wie bekannte Haltung, wie verwandte Gesichter! — Wunderbar leuchten diese flammenden Fackeln in das siegende Tag-Licht neben verlöschenden Reverberen, ein lebender, ein wandernder Katafalk! Da giebt

ein Blitz in der Kuppel des Invalidenhauses das Signal des Sonnenaufgangs, da ziehen die Lerchen in luftigen Bogen als Brieftauben der Trauernachricht über die Leidtragenden hin; sie ziehen dem Rheine zu! —

Wir stehen am Grabe. Es ist so lockend geschüttet, so schwellend aufgebauscht das reinliche Bett. Die nächsten Wochen werden es mit Blumen-Bouquets umranken. — Sie heben den Sarg von der Bahre. Sie drängen sich verlangend herum. Sie ziehen die umflorten Hüte. Landsleute sind's, Deutsche, deren männlicher Sinn, deren bewährter Charakter mit der Thräne ringt. Einer verläßt den Kreis, kein Geistlicher, und tritt dem Todten zu Häupten. Wir hören die Worte:

Baruch Börne! Du bist früher von uns geschieden, als wir Dich missen konnten. Du bist, wie Israel, zweimal gewandert aus dem Land' Deiner Väter, und bist einsam gestorben in doppelter Verbannung, in dem Exil als Jude und in dem Exil als Deutscher. Aber wie leicht muß es Dir um das brechende Herz geworden seyn, Dir, der Du immer noch treu, die glühendsten Liebesbriefe an Dein deutsches Volk geschrieben, als Deinem, seit Jahren betäubten Ohre nun plötzlich alle Dumpfheit verschwand, als Du wieder *hören* konntest und hören konntest den Ruf der Freiheit: ein Ende zu seyn eines jeden Exils! als der verbannte Republikaner den Freibrief erhielt, zurückzukehren in den Freistaat der Welt, in das gelobte Land seines uralten Heimrechts! —

Du bist nie lässig gewesen, nie lau! Du wolltest lieber daran geben Heimath und Gesundheit, öffentliche Meinung und Sicherheit als Deinen — Charakter. Du wolltest lieber

zu hassen scheinen, als eine Liebe heucheln, auf Kosten der Freiheit, der Wahrheit, des Volks.

Dieß war Deine Gesinnung, Deine Ansicht! Du konntest deshalb als Mensch noch unendlich irren, konntest die Wahrheit verfehlen, und hast sie nicht selten verfehlt. Du hast vor lauter heiligem Weh, vor lauter Liebe zur Tugend, zur Freiheit, geschwärmt, getobt, gewüthet, aber Du zucktest das Schwert Deines Witzes immer nur in der Absicht, dem Rechte, der Menschenwürde eine Gasse zu bahnen, ja, Du drangest in Dich selbst zerfleischend ein, beim Ausholen zu neuen Schlägen.

Du hast lange und emsig im Dienst gestanden Deines hohen Geistesahnen, hast fortgesetzt seine Fastenpredigten während der Menschheit Marterjahre, hast Deinem geliebten Jean Paul eine Nachrede gehalten, die schon allein Dir eine bringen wird, wenn unser Schmerz sich gedämpft. Du hast noch zuletzt den Völkerhaß in seine Ohnmacht zurückgewiesen, aber „Menzel der Franzosenfresser“ ist ein Stachel Deines Sarkasmus gewesen, den Du nicht mehr zurückziehen konntest.

Welch' eine Ader des Witzes, ihr Freunde, hat hier der Tod, ein zweiter Nero, angeschlagen, welch' einen Stoiker daran verbluten lassen! Deutschland wird noch manchen seiner Söhne senden, zu besuchen dieses Grab; Frankreich fühlt sich geschmeichelt durch das Glück einer dauernden Gastfreundschaft, solcher Asche geschenkt, und die Geschichte wird kein Gedächtniß haben für Verirrungen, für Gebrechen, welche durch strenge Rechtlichkeit, durch uneigennützige Bürgertreue, durch ungeheuchelte Menschenliebe übertroffen wurden. Lange wohl haben sich nicht lauterer Deismus und Republikanismus mit so ächtem Spartanersinne vereinigt. Der Witz

selbst aber wird jetzt grämlich werden und Falten anlegen, aus Schmerz, daß einer seiner ausgelassensten Gespielen ein so ernstes Todten-Gesicht hat annehmen mögen!

Und nun schlummere sanft, Du alter, aufrichtiger Börne! Nacht und Tag schaukeln abwechselnd Deine Wiege, die Erde, im unendlichen Raum, und ziehen Dich groß zu freierem Leben, und Dir, der Du so oft den Königen zürntest, wird doch wohl seyn beim König — der Könige! —

Und sie ließen hinabgleiten den Sarg, und Jeder warf ihm eine Hand voll Erde nach. Ach, es war französische Erde! — Aber — überall ist ja die Erde des Herrn! —

Ole Bull.

Eine musikalische Phantasie.

1838.

„Sibi par, plectro nulli secundus."

Ich liebe die Tage, welche uns die Zukunft der Jahreszeit vortäuschen, die Lichter der Sonne, die Farbentöne der Luft, welche im Winter schon ein Gewitter malen, dessen schwarzes Gewölk dann in der Nacht uns mit Schnee überschüttet. Das sind die Dichtungen der Natur, durch welche sie die öde, elegische Trennung ihrer Augenblicke zusammennimmt, die flüchtigen bindet, das sind die lautlosen Freuden, die sichtbaren Lebenszuckungen des Kindes, welches unter dem Herzen der Natur noch schläft und träumt, die Ewigkeit fühlt, schon geboren zu seyn wähnt, die Flügel regt, und — im Aether selig, klingend verschwebt.

An einem solchen Tage müßt ihr Ole Bull hören, denn ihr müßt los vom Alltäglichen, in der Musik schon seyn, wenn das Außerordentliche, wenn die Musik des Meisters euch vollenden soll. — War ihm doch so viel Ruf und Charakteristik vorausgegangen, ihm, dem Paganini die Hand geführt, daß man Vorbereitung und Weihe mitbringen konnte.

Es war die Dämmerungsstunde. Der Abend hatte sein Herbes, Winterliches verloren. Eine reine, frische Alpenluft durchwehte den Platz, über den zahllose Menschen eilten. Man empfing einen Eindruck wie in katholischen Städten, wenn zur

Zeit der Fasten noch spät die Kirchen sich füllen, und doch heiterer, weil Ahnungen der Töne über alle Passion hinaustrugen.

Ich schenk' euch alle Pizzicato's und Staccato's, ich schenk' euch die ganze Algebra und Metaphysik des Generalbasses, und schenk' euch als Zugabe noch dieß dünkelvolle Vergleichen mit andern Virtuosen, dieß altkluge Parallelisiren und Combiniren und Achten auf Kunststückchen. Vielleicht auch hat endlich dieser Künstler euch solches vergessen gemacht, daß ihr wieder Kinder geworden. Dieß immer geschäftige Grad-Bestimmen und berechnende Beobachten des Tonhimmels hört zuletzt den Sphärenklang vor lauter Sphären nicht.

Ole Bull steht vor uns. — Er kam etwas ungelenk, etwas ungeschult von der Dressur des Tanzmeisters. Er verbeugte sich etwas linkisch, wie Jünglinge pflegen, welche viel zu eigengeartet und welt-entrückt, viel zu sehr selbst etwas sind, und nie Zeit hatten, weil das höchste Ziel ihnen winkte, als daß sie sich auch noch um die neueste Vorschrift der Haltung, der Wendung hätten kümmern sollen. Ja, es ist gewiß und ist schön, daß man aus Paris kommen, daß man den ganzen beau monde huldigend zu seinen Füßen gesehen haben, und doch sich etwas linkisch verbeugen kann. Aber wie wird man gefallen, wenn diese naive Unbewußtheit, wieviel Zeit auch für die Mode vergangen ist, für die Grazie der Bewegung, an einer solchen Persönlichkeit erscheint!

Ole Bull steht vor uns, wie verwandelt! — Schlanke, edle Gestalt, liebes, unaussprechliches Gesicht! Bleich, von geheimem Weh getroffen, wie von heranwehenden Geisterschauern, welche er bereits spüren mußte; wie von jenem gewitterschwü-

len Druck, welchen die Geisterwelt einer andern Region ausübt, wenn sie sich meldet, wenn sie sich heranwälzt; aber dennoch unendlich gutmüthig und lächelnd und in sich gefestet steht er vor uns. Die Kleidung durchaus modern, schwarz, knapp anliegend. Zartes Weiß der Manschette und des Halskragens. Etwas Theologisches, Johanneisches, Weibliches, bis auf das sanft zur Seite gescheitelte, blonde Haar, in der ganzen Erscheinung; und doch auch wieder fein Französisch, profan-weltlich, ein oft gefeierter Liebling des Volks, ein Sturm beschwörender Redner aus der Debatte der Pairs, ein jugendlicher König, welcher außerirdischen Mächten Audienz giebt.

Ole Bull setzt die Violine an. Er geht aus sich heraus. Alle Entfärbungen eines sich verklärenden Todes fliegen über sein Gesicht. Man folgt mit Spannung, mit Angst seinen Blikken. Wir beben, wohin er uns führen könnte. Ole Bull eilt. Er durchfliegt das Orchester. Er ist bei jedem Instrument. Er wird, er ist es selbst. Er bahnt seinen Evolutionen den Weg. Er zürnt leis mit dem Aug', wo Hemmungen entstehen könnten.

Ole Bull setzt den Bogen auf. Das Orchester schweigt. — Welch' eine Stille! — —

Der erste Geigenstrich! — Ha, was ist das? Schmerz, Folter, Opium, Gift, süßestes Gift, Verlangen, Sehnsucht, Gluth, Entzücken, Worte, was soll das? Was wollt ihr?

Und doch in diesem ersten Geigenstrich alles, alles, dessen vollendetster Ausdruck diese Musik ist: Sehnsucht, Besitz, Abschied! —

Dieses Adagio religioso hört man mit dem Ohre nicht — mit der Herzgrube.

Ein Abend aus frühester Jugend des Künstlers in dem von Schneegebirgen traulich umhegten Norwegen. Noch sind sie bedeckt alle die Gefühle, alle die Wirkungen eines Menschen, der einst die Herzen der Völker bewegt, vom stillen Glücke der Häuslichkeit. — Die Töne hauchen der Kälte und Oede zum Trotz all' den Blumenduft auf, welcher in den Tagen der Kindheit eines jeden Menschen liegt. Die Mutter, die gute, unvergeßliche Mutter, sitzt mit den Ihren geschäftig am Heerd, und erzählt dem Knaben, der sich an sie schmiegt, Sagen der Vorwelt. Des Volkes uraltes Heiligthum und gemeinsame Dichtung, die Tradition, die Urreligion, sie gehen an ihm vorüber. Die eisgraue Edda, die erhabene Göttermutter, zieht mit aller Pracht eines winterlichen Aufzugs durch seine phantasiereiche Seele, es folgt ihr die lange Procession der nordischen Götter, auf Schlittschuhen sich wiegend, auf Eisbären reitend, das Rennthier zügelnd, alle, wie auf der Flucht, wie auf dem Fuße verfolgt von heiligeren Mächten, alle gehüllt in ein trauriges Schweigen; nur das Nordlicht fährt knisternd, wie Hohngelächter zischend, über sie hin, und der Komet wirft ihnen nach den langen Blitz seines Schwerts, als treibe er sie aus dem Paradiese des nordischen Olymps. Und das Schweigen, das lautlose Benehmen der Götter packt den Knaben mit Grausen, und die Mutter sagt, das seyen nur Schemen, und das Wahre und Ewige sey Gott. Wie weiß sie ihm das Weilen Gottes unter den Menschen seit Beginn in den glaubwürdigsten, lieblichsten Geschichten vorzuführen, wie öffnet sich sein Ohr, vom Sturme unbetäubt, schon jenem Säuseln, in welchem Gott besonders wohnen solle!

Die Stubenuhr schlägt eben die zehnte Stunde an, und

tickt, nun sie ausgeklungen, rastlos hemmend, fort die Masse der Zeit. Die Wächter geben, wie auf Waldhörnern, der Stadt ein geistlich Signal. Der Vater aber legt das Blatt aus der Hand, woraus er sich über den letzten [illegible] unterrichtet hat, und schreitet in ernster Betrachtung durch das Zimmer, und sammelt sich vor Gott im Gebet. Und er nimmt die Bibel und setzt sich zu den Seinen und liest.

Aber — wie verschieden die Bildungen, welche der göttliche Saame zeugt, je nach der Natur des Empfangenden. Hier ist es eine Substanz, auf welche er fällt, welche die Allgemeinheit und Raumlosigkeit des Tones selbst ist. Wäre die Musik nur so zeitlos, wie sie raumlos ist, dann wäre sie fürwahr die Ruhe und Ewigkeit des Himmels selbst, jetzt aber spinnt auch sie ihren klingenden Faden am Zeitmaße ab, und stirbt an der Vergänglichkeit dessen, was sie hinter sich läßt und sucht eine bleibende Statt.

Wie unverständlich alle jene Einzelnheiten der Vorstellung bleiben, der einfach erhabene Rhythmus der Bibelsprache, dies Moduliren der Sprachtöne, deren Grundton immer Gott ist, bringt ein verwandtes, tief ihm einwohnendes Element dem Knaben zum Bewußtseyn, das musikalische. Seit diesem Abend ist sein Beruf erkannt. Es gilt, dem innerlich Vernommenen nachzuspüren, es freithätig hervorzubringen. Gottes Sprache hat eine Begeisterung entzündet, eine Sehnsucht zurückgelassen, die, nun sie im Tone geweckt ist, im Tone sich schaffend befriedigen wird.

In diesem Instrument, welches jetzt dem Sinnigen alle Geheimnisse eines seltsam bewegten Menschen ausspricht, entdeckt der Knabe schon früh das Organ, welches ihm zugewiesen sey,

zu verkündigen, wie er die Welt verstehe. Auf allen seinen Reisen, auf den einsamen Gebirgswanderungen, unter den Winterschauern des Nordens begleitet ihn diese mystische Geig'. Auf jäher, Schwindel erregender Alpenfirn streicht er das Seidenhaar dieses Wunderbogens, daß andachtsvoll hinausquillt der ätherreine Ton in den lichtreinen Aether.

Konnte die Natur ihm ein anderes Verlangen erwecken und eine süßere Befriedigung gewähren als das Geheimniß solchen Tones? Wohin doch soll sich flüchten das Herz, das Herz, welches überall vermißt, da überall die Räume sich unermeßlich dehnen, und jedes Hier das Dort von sich stößt? — Der Ton ist die Gebundenheit, aber auch die Gegenwart des Geistes in aller Materie. Durch den Ton verliert sie alles Schwere, alles Erdhafte. Wie der Nachtwandler aufwacht, wenn man seinen Namen nennt, so die nachtwandelnde Materie, wenn man aus ihr den Ton lockt. Die Musik ruft uns alle beim Namen, und der Volksglaube trifft das Tiefste, wenn er nichtmusikalischen Thieren vor dem Tode Musik andichtet. —

Ueber Jahre des Leidens und Bangens, des Suchens und Strebens haben diese Töne uns weggeführt. In eine der erfolgreichsten, seligsten Einsamkeiten seines Lebens versetzt uns der Künstler. Silberhelle Metall-Schläge, welche jetzt in unser Ohr fallen. Was wollen diese beschwichtigenden, diese aus einer fernen Mythenzeit schauerlich herüberbeschworenen Klänge in einer so modernen Umgebung? — Es sind die Hammerschläge der Korybanten, welche den Hymnus der Esse im Dreiklang emporwirbeln, zu retten den zarten, schreienden Gott vor dem Hunger des Leibes, vor dem rauhen Grimme des Chronos. Es ist jenes bescheidene, jenes einsam gelegene Dachzimmer zu

Paris über den weiten, glänzend belebten Gesellschaftssälen der Malibran. Morgen wird sie entdecken den Herrlichen, der über ihr weilt, der allein ihrer würdig dieses Hotel bewohnt, morgen wird auch sie umstrickt werden von der Gewalt dieser Töne, und wird ihn preisend hervorziehen den jungen Virtuosen aus dem Dunkel seiner Studien, aus der Sorge vielfacher Entbehrung, und die Welt, welche nie so Gott entfremdet ist, daß sie nicht aufjauchzen sollte, wo sich ihr Gott in einer neuen Weise offenbart, wird ihn mit Beifall und Liebe überschütten.

Ach, die Welt ist darin so hülfsbedürftig und liebenswürdig, daß sie immer einen Helden des Tages, einen Gegenstand der Bewunderung, einen Herrn und Meister braucht, der reicher uud vielvermögender ist als sie selbst. Sie muß sich einem Höheren stets hingeben, sie hat in jeder Zeit ihren Angebeteten, ihren Gott gehabt, dem sie Kränze geflochten, Triumphe bewilligt, dem sie den rauhen, oft gellenden Beifall in das von Harmonieen verwöhnte Ohr geschrieen, und der ihr für's Nächste jene fürchterliche Leere ausfüllen mußte, welche sie in dem ungeheuern Mißverhältniß zwischen ihrer Gegenwart und ihrer Zukunft krampfhaft empfindet.

Hört in dieser Ton-Pracht, in diesem Melodieen-Rausch alle Entzückungen des Lebens, alle Eindrücke wehmüthiger Aufgelöstheit des Scheidens, des Sterbens zugleich oder nach einander; hört jenes glühende, jenes unerträglich süße Locken der Nachtigall, wenn Blüthe und Maikäfer freudetrunken durch einander taumeln, in einem Augenblick, da ihr doch von eurer Geliebten hinweg müßt; hört das Jodeln des Schweizers, wie er nachsieht von seinem Gletscher dem Sonnen-Ball, der in den Ocean taucht, wenn ein rother Flammenschein über die Land-

schaft läuft, und das Senn-Horn melancholisch in's Thal hinunterstirbt; hört jenes ernste Requiem, welches eure Phantasie euch selber spielt, wenn der Herbststurm über den Grabstein eurer Mutter fährt, die auch euch an unvergeßlichen Abenden zuerst den Gedanken an Gott selbst unvergeßlich gemacht.

Ich höre das alles auch, aber mehr noch als das, und zuletzt nichts mehr von dem allen, denn die Wellen dieses Tonmeers schlagen zusammen und bedecken mir die Welt, und bringen mich in die Sehweite eines neuen Himmels und einer neuen Erde.

Mitten in der Welt hat dieser Künstler den Muth, so Gott gewiß zu seyn, als wäre er schon bei Gott, und strömt diese Melodieen in unser Ohr, ob auch uns Gott aufgehen werde. Wie es Menschen giebt, welche Glas entzweischreien, indem sie den Ton citiren, der in dem Glase wohnt, so machen diese Töne, klagend und frohlockend, die Materie durchsichtig, und schreien entzwei die Sprödigkeit der Masse. Es ist keiner dieser Töne mehr lediglich dieser oder jener Ton, es ist der Ton schlechthin, denn in jedem dieser Töne sind alle Töne, wie in jedem Lichtstrahl das ganze Prisma.

Dieß Fliegen über die Skala hin ist so schnell, daß es in das Atom des Moments fällt, so unmittelbar mein musikalischer Gedanke selbst, daß das Medium des Ohrs dabei völlig verschwindet, so reich an Nüancen, daß aller Wohllaut der Natur, die ganze Instrumentalmusik, die Menschenstimme zugleich darin mitklingen. Es ist, als hätten sich, indem Höhen und Tiefen der Tonleiter in einander aufgegangen, auch Höhen und Tiefen der Welt in einander verloren, und das Weite, die Dimensionen des Raumes, das Grenzenlose, wären zum Hier der Gegenwart geworden, und wie sich die Weltkör-

per als Sphärenmusik harmonisch bewegen, so sind hier wieder die Sphären zu Tönen geworden, und stellen in steigenden und fallenden, in kreisenden und ruhenden elektrischen Funken den großen Sternenreigen des Universums dar, eine klingende Theorie des Himmels, und das Haar des Künstlers empfängt selbst dieß elektrische Fluidum, und hebt sich und fällt während des Spiels in wilder Aufregung, in langen Flechten über das bleiche, verzückte Gesicht, und winkt dräuend herab wie das Haar des Zeus Kronion.

Das was im Verkehre der täglichen Bildung Gefühl und Gemüth, Interesse, oder in Betreff der Gegenstände selbst, erhaben, rührend, schön, erschütternd, schauerlich, naiv, und dergleichen mehr, genannt wird, oft in sehr zarten, innigen Beziehungen, und was auch zuletzt wohl über das Bestimmtwerden durch bloße Wahlverwandtschaft hinausdrängt, indem es durch Hinanstreifen an die Idee zur Weltumfassung gedeiht und Unaussprechliches ahnt; kann dennoch durch große Katastrophen der Natur, der Geschichte, durch Krankheit, ja durch den Tod über jene Objekte, als vermeinte Wesenheiten, ohne alle Bedingung, sehr getäuscht werden. Der Nervengeist (für diesen Fall ein erlaubter Ausdruck) ist Herr über viele Lichter und Farben und Empfindungen, und weiß die künstlichsten Maschinerieen in Bewegung zu setzen, zu passender Zeit die gewaltigsten Effekte, die ungeheuersten Erschütterungen zu bewirken. Aber der Geist, auf die Idee gerichtet, findet zuletzt nichts wieder in ihrem Gebiet von den Bäumen, welche unbelaubt dir so schwermüthig schienen, von jener Mosaik deiner Jugend-Phantasieen, deren Andenken du unter die Sternbilder erhoben hast. Ach, es wird und muß viel vernichtet werden von unsern unzähligen

Idolen, die wir kindisch-zärtlich auch noch festhalten wollten, damit, was übrig bleibt, an gar nichts Vergängliches, Veränderliches, an gar nichts zu Verletzendes mehr erinnere.

In diesem cantabile dolente erhebt der Meister auch die Musik zu jener unvergänglichen Heitre, zu jener Seligkeit, in deren reiner Harmonie die melodischen Pulse des Schmerzes und der Lust ihre Fittiche schlagen. Was hätten diese Töne noch Erdhaftes, was noch von Holz, oder von Saite, oder von Metall, was noch gar von jener genußsüchtigen Weichlichkeit, welche im Becher der Musik sich berauschen will zum Bachanal der fünf Sinne? Und doch ist ihnen das Menschliche, die Hülfsbedürftigkeit des Geschöpfs noch schwermüthig eingehaucht, jenes elegische Sehnen der Geschlechter, die hier der Baß und Diskant so stürmisch veranschaulichen, der Geschlechter, die sich gefunden haben, in der Umarmung hinschmelzen, aber schon wieder auffahren, sich abstoßen, weil das Leere sie verschlingen will, nachdem der Natur sie gedient, und welche ein Drittes, Höheres als sie selbst, ein sie ewig Einigendes suchen.

Was soll man sagen von diesen wundersamen, diesen andauernden Pausen, in denen allerdings der Musiker anhält, und doch ein feinstes Ton-Echo nachzittert, dem äußeren Ohre unhörbar, jenem Licht zu vergleichen, welches die noch dunkle Scheibe des Mondes von der Erde empfängt? — Es ist etwas sehr Bedeutsames um das Fortwirken und die Gegenwart des Geistes, sogar da, wo er die Form seiner zeitlichen und räumlichen Existenz schon aufgehoben hat. Wissenschaft und Leben, Natur und Kunst deuten dieß Gesetz in den größten Abwechselungen an. Wie sprechend ist gerade das Schweigen und Verschweigen, das oft plötzliche Verstummen des Dichters nicht

selten. Welch' unausgesprochene, doch vernehmbare Gedanken verbinden oft Gesang mit Gesang, Strophe mit Strophe, Vers mit Vers. Aehnliches gilt von der Natur. Unsere Geschichte durchläuft ihre Takte in der großen Pause, welche die Natur eben hält, welche aber auch voll Sprache ist, und einst aufhören wird. — So auch diese Intervallen, diese Pausen der Musik, in denen selbst Musik noch fortspielt.

Jetzt zieht der Künstler alle Register seines Instruments, ein göttlicher Musaget, und es ist uns, als wenn wir über die ausgehaltene Länge, über den majestätischen Schwibbogen dieses Violoncelltons einen salto mortale in das Jenseits machten. Alle unsere musikalischen Kenntnisse und Fertigkeiten, alle Phantasieen unserer gepriesenen Clavier-Auszüge, alle Dilettantismen unserer Ressourcen-Quartette und Privat-Concerte, worauf wir oft so stolz gewesen, verlassen uns hier. Kaum, daß wir ein Chaos von Tönen wie den Orkan der Wüste heranbrausen hören, in dessen wildem Sturm dennoch vernehmlich das Säuseln Gottes weht, so ist es auch schon unsere Heimath, in der wir uns finden. In der That die Partitur der Schöpfung liegt vor uns, sie klingt als ein Ton, der nicht mehr verklingt, in uns selbst. Ein Shakspear'scher Sommernachtstraum, den zu dichten die Phantasie der Elfen noch viel zu plump wäre, sein Cultus in diesem rondo ridente, dem das Lachen aus Thränen dringt, so daß man glaubt, die Thränendrüse und das Trommelfell haben sich in das Zwergfell verwandelt, eine Weise, von der man nicht mehr weiß, ob sie angeschlagen oder geblasen oder gesungen wird.

Und Gott selbst hatte seine Freude an dieser Ausgelassenheit einer Geschöpfe, denn er hatte sich selbst in diesen Tönen ge-

boren, und wir Alle feiern nur seine Geburt, und wie Jedem die Musik sein Liebstes, Eigenstes wiederbringt, so auch mir der humoristische Zauber dieser Töne meinen alten Lieblingsgedanken, daß es doch etwas Herrliches, nie genug zu Preisendes sey um die Welt, und daß es trotz aller Trivialitäten darin dennoch die beste sey, und daß es der genialste Gedanke gewesen ist, der je gedacht werden konnte, eine Welt zu schaffen.

Schon hast du dich entfernt, du herrlicher, elegischer Nordlandssohn, und ich habe dir vor Fülle dessen, was du in mir und in Allen heraufgezaubert, nicht einmal danken können. Aber ich höre, man ruft dich vor, man drückt dir in unholden, rauhen, aber herzvollen Lauten überschwänglichen Dank aus, unvergängliches Andenken. Wie wohlthuend, in die Stimmen des Volkes mit einzufallen!

Noch einmal bist du erschienen. Eine tiefe Stille. Eine heilige Spannung. Weit von dir weilt die geliebte Sprache deiner Mutter. Wie solltest du in einer anderen als in ihr Abschied nehmen! Und doch — die Sprache deiner ewigen, überall gegenwärtigen Heimath ist die Musik. —

Und es war ein Abbrennen der Töne, welche einen funkelnden Sonnen-Regen über die Erde warfen, Gebirgs-Wasser, welche schluchzend von Gräbern kamen, und selbst weinend unbändige Schmerzen zur Ruhe lullten, Töne wie aus der Luft gepreßt, Luft-Musik Ceylons, Unken, welche als auferstandene Geister der Tiefe ihre kühlen Grotten verließen und auf Waldhorn-Symphonieen im Strahle des Frühlings webten. Wer diese Töne verstand, der wußte es, daß es einen Gott giebt,

daß, wie das Himmelreich Gewalt leidet, es auch eine Gewalt hat, welche es in die Hand dessen legt, der selbst himmlischen Gemüthes ist. Es war ein lauter, klagender Abschied, den alle Menschen in diesem Abschied des Künstlers von den ausgewohnten, in Asche zerfallenden Stätten der Erde nahmen, es war, als hörte man das Gewitter des Weltgerichts, den Donner der Posaune, auf Vulkan-Rauch-Wolken über die Länder stürmen, während glühende Lava-Ströme herabrasselten vom Nord-Cap bis zum Feuerlande; es war, als sähe man aus Nord und aus West die Menschen sich flüchten in's alte Aegypten-Land, und die tiefsinnigen Pyramiden, die verwitterten Mausoleen gesellten ihre Todten und ihre Lebenden den Fliehenden bei, und alle, indem Hymnen der Auferstehung von ihren Lippen brannten, zogen über ein rothes Flammen-Meer hinauf zu dem Ursprung, hinauf zu den Quellen des Ganges, zu den ewigen Paradiesen des Himmalaya. —

Lord Byron*).

*) Dieser und der nächstfolgende Aufsatz, über George Sand, sollten ursprünglich eine Fortsetzung bilden der 1837, in Hamburg, bei Hoffmann und Campe, erschienenen Briefe über die neueste Literatur von demselben Verfasser.

Um mich nun auf Specielleres einzulassen, um darzuthun, wie bedeutende Zeichen, wie gehaltvolle Produkte auch die neueste deutsche Literatur aufzuweisen hat, muß ich zuvor jene großartige, abnorme Erscheinung hervorheben, welche von England her das eigentlich moderne Zeitalter herbeiführt. Dabei aber werden Sie mir erlauben, öfter abzuspringen auf frühere Verhältnisse, um die Nach-Goethesche Periode literarischer Tendenzen gleichsam unter der Hand entstehen zu lassen. Ohne festen, dankbaren Blick auf die großen, unvergänglichen Leistungen unserer classischen Zeit, wenigstens auf ihren Mittelpunkt, wird man die Gegenwart und ihren wirklichen Fortschritt weder einsehen noch darstellen können.

Wie sich Goethe, je mehr er täglich im Lernen und Erkennen, im künstlerischen Anschauen und Bilden vorwärts ging, immer weltaneignender verhielt, so daß es ihm in viel größeren Maßen als etwa Herdern gelungen, über das bloß Vaterländische hinauszukommen, weil er sich überall selbst dichtend hinzuversetzen und anzueignen wußte, so sehen wir ihn dennoch, zu geschweigen, daß er sich in Italiens Antike völlig heimisch fühlte, und auch die wenigen Blüthen, welche dieses Land im Moder-

nen zum Beispiel in Manzoni trieb, innig zu schätzen wußte, in der letzten Zeit besonders mit Engländern und Franzosen fleißigen Umgang pflegen. Und wie richtig leitete ihn auch hier wieder sein Spürsinn! Besonders in Bezug auf die Franzosen ist dieses zu bewundern. Er mochte wohl ahnen, was zu erleben uns die neuesten Tage erst Gelegenheit gaben, welch' ein Umschwung und welch' eine Vertiefung diesem Volk in der Literatur bevorstände.

Das Verhältniß zu den Engländern war bei Goethe'n eigentlich leichter zu begreifen, denn es war naheliegender. Das Verwandte zwischen ihnen und uns wird nie übersehen werden dürfen. Es werden immer Männer unter diesem Volk auftreten, welche stolz genug sind, den bloßen Erwerbsinn und Spleen der Nation zu verachten, Männer, welche den den Engländern angeborenen Adel auf die Zerwürfnisse des Geistes übertragen, und in poetischen Gebilden nicht bloß jene, auf die Verwesung gestimmten Nachtgedanken hervorbringen, für die ein so rüstiger, gesunder Dichter wie Goethe wenig Anempfindung besitzen konnte, sondern eine lebensvollere Melancholie offenbaren, deren Gestalten, unter der Thräne gesehen, jenen weichen und wehmüthigen Schmelz athmen, welcher der hinreißendste Ton der Frauenschönheit ist, einen Humor aber, der, wie bei Shakspeare, Gott gleich im Sturm und im Säuseln, im Nu die Nebel uns spaltet, welche über Altengland lagern, daß wir hineinsehen in die schweigenden Hallen von Westminster, in die ewig bewegte Welt der Palläste, der nie endenden Straßen, hinaus über die heerdenreichen Grafschaften, über die Themse, über das Meer, in die Sagen und Ereignisse aller Völker.

Wie aber in Goethe als zwei Hauptmomente sich überall hervorheben das Griechische und das Faustische, jenes mit Sophokleischer Kunst zur Heiterkeit unendlicher Götterruhe herausgearbeitet, dieses den alten Prometheus-Drang durch das Mittelalter in die neuesten Tiefen und Untiefen der Spekulation und Weltverlorenheit hereinwälzend; so mußte ihn bei Gelegenheit der englischen Literatur eine wunderbare Verehrung und Freundschaft an den Dichter Englands knüpfen, in dem dieselben Momente in kolossaler Ungebundenheit die seltsamsten Geburten herauswarfen. — In der That — Griechenland und Faust waren die Sympathieen zwischen Goethe und Byron.

Ja, Byron, diese heraufziehende, nicht untergehende Götterdämmerung, dieses schöne Frühgestirn einer Zeit, welche über England, über — Europa heraufbricht!

Daß wir eine Geschichts-Epoche wieder hinter uns haben; daß sich die Bildungsstoffe eines neuen Weltalters zu ungeheuern Gährungen zusammenstürzen; diesen sonderbaren und doch so inhaltsvollen Widerspruch, daß nichts Neues unter der Sonne geschieht, und doch aus immer andern Wandelungen der Gestalten sich eine Unendlichkeit des Neuen gebiert, daß nichts stirbt, sondern daß die Wesenheiten erhalten bleiben in dem Läuterungsprozeß der überraschendsten Metamorphosen, — dieß alles wird uns durch Byron repräsentirt.

Die Alten waren so sinnige Kenner des Reizes, welcher im Contrast liegt, daß sie hier, kühn und launig wie das Schicksal, die außerordentlichsten Zusammenstellungen wagten, bis zum Gegensatze der Schönheit und Häßlichkeit, bis zur blendendsten Haut einer Venus, welcher der Ruß des hinkenden Vulkan anfliegt.

In Byrons Persönlichkeit vereinigen sich die Gegensätze des Modernen und Antiken durch mitteralterliche Romantik zu einer Blüthe, deren Farben die Gluthen des tropischen Himmels und deren Düfte die wildesten Schauer nordischer Phantasie in uns aufregen. Heldensinn und Kindeskleinmuth, Mannesernst und Weibeständeln, Weltbewußtseyn und Eitelkeit, Himmelstrotz und Aberglaube, Kampf gegen die ewigen Götter selbst, auf Sturmesleiter rasender Phantasie und stilles, seliges In-sich-hereinträumen auf schaukelnder Barke im Golf von Venedig.

Byron ist die lieblichste Wiederkehr des Alterthums, wie es den Granit der Naturkraft zugleich in die weichsten Formen schöner Menschlichkeit brachte. Dem unbändigsten Heroismus bringt hier das Saitenspiel des Chiron die sanftesten Empfindungen bei. In Byron ist die Ursprünglichkeit der Natur so überwiegend, daß er unmittelbarer als andere hervorgegangen ist aus dem Urelement. Der Meeresgöttin Thetis holder Sohn, im Helm des Stolzes, im Panzer hoher Tapferkeit.

Die Mutter taucht den Knaben bei seiner Geburt in den Styx, aber — an der Ferse, an dem etwas zusammengedrückten, unansehnlichen Fuße, wo sie ihn gehalten, bleibt er sein Lebenlang verwundbar. Dieser unglückliche Fuß war bekanntlich immer die schwächste Stelle für die Eitelkeit des untröstlichen Dichters, der es fortan dem Fatum nie vergessen konnte, daß es dem vollendeten Körperbau einen solchen Mangel, einen solchen Fuß beigegeben habe.

Jetzt treibt der dichtende Weltgeist in ihm sein neckisches, tiefsinniges Spiel mit Analogieen fort, indem er zugleich das Differenteste hervorruft.

Wie brennend entfaltet sich diese Knospe des Jünglings

unter dem feuchten Himmel von Albion! Wie schwärmerisch glühen diese Augen! Wie magisch leuchten diese schönen Hände, ob sie ruhen, ob sie sich bewegen! — Vornehm, reich, stolz, gebildet, tollkühn, gleichgültig, leidenschaftlich, gesellig- und diplomatisch-gewandt und berechnet, ein Lord, in dem alle Schätze des Geistes mit der Schönheit und den Pfunden wetteifern. — Reißt sich nach ihm nicht die feinste Gesellschaft? Oeffnen sich ihm nicht die Thüren der Pairs-Kammer? — Er aber zieht sich schon wieder zurück. Auch wirkt seine Schönheit zu blendend, sein Stolz zu stechend, verletzend, im Salon, im Parlament.

Da sitzt er jetzt einsam in der Halle von Newstead, wenn der Mond sein bleiches Geisterlicht in die Fenster der stillen Abtei gießt, der Mond, dem er aus eigener Sonne der Poesie, ach, aus sehnsüchtig hinaufeilendem Blick schaffender Melancholie selber Licht zuströmete, wenn dort unten die Sonne verlöschen sollte. Aber — die Zukunft mahnt.

England fare well, fare well England, Land der Barbaren! Schon Italia, Tochter des heimathlichen Griechenlands, wird mit schwesterlicher Liebe den verkannten, roh behandelten Dichter würdig empfangen. Land der Poesie, der lauen Nächte, der Gondeliere, Land der schönen Frauen, der Cypressen, welchen der unterirdische Styx fernher die nährende Woge schickt, der Cypressen, welche in die lustigen Abenteuer des Markusplatzes, in die Gesänge des Volks, in die tönenden Nachtstücke des unstäten, glücklichen Dichters ernst hineinsäuseln.

Hier indessen darf dennoch sein Fuß auf die Länge nicht weilen. Die Mutter ruft. Das Herz des edelsten Sohnes pocht ihr entgegen. Der Kindheit erste, goldene Eindrücke wer-

den wieder erwachen. Die Woge plätschert melodisch am Kiel. Delphine grüßen den Heimathkehrenden.

Heil dir Griechenland, Mutterland! Der von dir Gezeugte, der durch die Wiegenlieder deiner Päane so oft Gestillte, der dir Entrissene sieht sich wieder aufgenommen von deinen Armen! Dir, der du einsam und verlassen und unfrei geworden, wird er wieder heraufbringen mit Zauberformeln der Dichtkunst das reiche Leben deiner vergangenen Tage, die dämmernden Haine, die großen Plätze, die stolzen Tempel voll schöner Menschen, jede Bildsäule unversehrt unter dem tiefblauen Himmel. Er wird dich befreien helfen vom Joch deiner Henker, und wird in diesem Beruf auch den eigenen schönen Leib dir wiedergeben, wenn Apollo den klingenden, pesthauchenden Pfeil absendet!

Und welch' eine nie gewagte Romantik liegt in der Mitte zwischen diesen antiken und modernen Elementen, welch' ein mit Himmel und Hölle, mit Gott und dem Schicksal zerfallenes und zwischen beiden auf- und abschwebendes Menschenleben! Aber das Griechische scheint durchaus das versöhnende, weil heimathliche Element in Byron gewesen zu seyn, und von diesem Standpunkt aus habt Ihr sein, deßhalb nicht weniger göttliches Streben zu beurtheilen, und Ihr müßt nicht wieder zum Leichtesten aber auch Flachsten Eure Zuflucht nehmen, zum — Verdammen.

Führt mir nicht an in Eurer grämlichen Weise, daß Byron im Vergänglichen tändelte, daß er überall an dem Aeußerlichen hing. Es ist wahr, er kleidete sich zierlich und glänzend, aber nur, um zuletzt die Eitelkeit und die Endlichkeit aller Dinge zu verlachen; er liebte die Frauen, aber nicht um zu

schwelgen, sondern um den Nektar der Schönheit zu kosten; er stummelte wie Alexander die wildesten Rosse, aber mit derselben Größe, der man's ansah, daß sie bis nach dem Orient lange, daß ihr die Erde zu eng sey. — Er wachte anders, als Ihr zu wachen pflegt, und wachte selbst, wenn Ihr schlafet, und dachte jenem Geiste nach, in Steinen und Metallen, in Blumen und Sternen, von dem er sich weniger durch die Kluft des Raumes, als, ach, durch die des Menschenschmerzes getrennt sah, und alle seine Gedichte schlagen ihre Wurzeln in eine unabsehbare philosophische Tiefe und lechzen nach Aufschluß. Daher müssen gerade Literaturhistoriker, welche Philosophie ablehnen, und einseitig den historischen Standpunkt verfolgen, in die gröbsten Irrthümer über Byron verfallen.

Wollt Ihr ihn Euch zur Anschauung bringen, den schönen verwegenen, den wilden und doch so zart-menschlichen Dichter-Lord, wollt Ihr ihn malen, so malt ihn als Achilles; jungfräulichkeusch und verschämt und doch mit Muth, mit feuerschwellender Strebung der edelsten Nase, mit dem mächtigdrohenden, antiken Helm, übrigens nackt, damit kein Muskel, kein Nerv der holden Körperbildung verloren gehe. Oder malt ihn im Waffenrock der Feldschlacht, in den Beinschienen, im Erzpanzer des trojanischen Krieges, wie er um Briseïs weint, oder wie er Polyxenen die seidenen Locken löst, und ihr das üppige Haargeflecht schwärmerisch über die Hüften gießt. Oder malt ihn, wie er so gern allein mit Waffen sich beschäftigt, wie ein Mädchen mit dem Geschmeid, wie er den Speer schwingt, mit dem Schwert sich gürtet, wie er den unendlichen Schild entgegenhebt, auf dem alle Wunder des Himmels und der Erde, die Sterne all' und ländliche Feste, und der breite

Gurt des Okeanos selbst und Titanen-Kämpfe, Symbole Byron'scher Dichtung. Oder endlich, malt ihn in der ernsten, priesterlichen Haltung jenes gewaltigen Pathos, in welchem die Alten ein Muster für Könige gewesen, in jenem Riesenschmerz, wie er den Manen seines geliebten Patroklus, seines ebenbürtigen Shelley, den der Meeresgott zur Beute erkoren, auf hohem Felsengestad ein Todtenopfer bringt, wie er den süßen Leib der Flamme weiht, unter den Klagen der Najaden und der Thetis, und wie man den Krug hinstellt, aufzunehmen des Todten heilige Asche.

Die Stellung allein schon, welche Goethe seinem so innig geliebten Freunde im zweiten Theile des Faust giebt, ist eine der größten prägnantesten Schönheiten dieses Gedichts, dessen Herrlichkeit, dessen nach allen Dimensionen die Größe der Welt täuschend und meisterhaft wiedergebende Architektonik, als wollte der Dichter alle Kinder seines Hervorbringens unter diesen erhabenen Gewölben noch einmal versammeln, wir überhaupt noch anhaltender studiren sollten, statt uns zu erlauben, wie doch hier und da geschehen, entschieden abzuurtheilen. Wie sich in dem kühnen Schwimmer des Hellespont selbst die plastische Abrundung und Anmuth des Alterthums zusammenfand, mit der unstät pilgernden, bald einsiedlerisch zurückgezogenen, bald ausschweifend tobenden Romantik, welche sich über alle Sitte conventioneller Abgemessenheit höhnend hinwegstürzt, und klagend, entsagend, frevelnd, sarkastisch, skeptisch, rebellisch mit dieser Erbitterung gegen alle Arroganz der Satzungen, der socialen Verhältnisse sich selbst um alles auch nur jeweilige Ausruhen und Besinnen brächte, wenn nicht der Felsenhorst über dem grünen Meer oder der weiche Arm eines entbrennenden Weibes,

wie den Räuber in den Abruzzen, ihn, den Gescheuchten, aufnähme; so sehen wir in dem Goethe'schen Gedicht die getrenntesten Weltzeiten und Welträume zu einander kommen, Luftgeister und Masken, Hofschorgen und Mephistopheles, ja die blauen Schwefelscheine der Walpurgisnacht gatten sich wundersam mit dem Morgenlicht der rosenfingrigen Eos, wie Faust mit Helenen, aus deren Schooß dann der beflügelte, felsendurchstürmende Euphorion hervorspringt, und ach, tragisch wieder zu Grunde geht, obwohl über der Tiefe auch seines Grabes uns dieselbe Flamme ewiger Verklärung entgegenschlägt, die der Dichter für den Vater selbst dem Himmel prometheisch zu entwenden wußte.

Daß Goethe, wie gesagt, gerade dieses Gedicht jenem Dichter zum Mausoleum ersonnen, daß er ihn in Verbindung mit Faust und Helenen gebracht hat, ist eine der großartigsten Erfindungen des Mannes, die freilich seinem durchdringenden Blicke, mit dem er Byron's Natur erfaßte, nicht entgehen konnte. Aber auch nur das Faustische und Griechische waren die poetischen Vermittelungen zwischen Goethe und Byron. Im Uebrigen war dieser eben so heimathlos, wie jener behaglich eingefriedigt, und zwar in demselben Grade, als der eine Künstler im vollsten Sinne des Wortes, der andre üppigstes Naturgewächs war. Daher klagt auch der alte Goethe rührend großväterlich über das „Excentrische" des Sohnes seines Faust, über das „Verkümmern" seines Enkels des „Genusses," den man an ihm haben könnte. Siehe Goethe's Werke, Th. 46. S. 228 u. f.

Goethe war so sehr Künstler und stets so groß als Künstler, daß er die schwierigsten Stoffe, sobald er sie in das

Gebiet seiner Kunst herübernahm, mit höchster Genialität behandelte, ohne ihre Natur, ihren Charakter zu verändern, vielmehr er immer aus dem Ungeheuern ihres bisweiligen Umfanges unnachahmlich die zum Grunde liegende Idee herauszuklären, nicht zu erklären wußte. So die Religion bei ihm, so das Christenthum.

Dann ist Goethe allemal Priester, Priester, so würdig, so hehr, so eingeweiht, wie nur je ein Mensch vor Gott im heiligsten Amte fungirt hat, und es sind fade Reden, welche ihm als Künstler das Religiöse, das Christliche absprechen wollen. Aber es gehört mehr als Buchstaben-Theologie und profanirende Mäkelei dazu, um diesem Genius auch noch in die Glorie folgen zu können, welche das Finale des zweiten Theiles seines Faust umgiebt, um auch noch die göttliche Ironie zu verstehen, welche sich durch alle himmlische Heerschaaren des Faust hindurchzieht, und selbst zuletzt uns, wie ein lispelndes Erdenlüftchen, in den Himmel begleitet. Uebrigens verhält sich Goethe, wie der Genius überhaupt, ganz anders zum Christenthum, als z. B. Göschel mit so viel gutem Willen herausbringt.

Goethe hatte sich wunderbar geschickt aus jeder Gefahr, aus jedem äußeren Kampf herauszuziehen verstanden. Er hatte dabei eine Art sich zu nehmen, sich zu fördern, liebenswürdig zu seyn, zu beobachten, zu experimentiren, zu lernen, aber auch sich zu sichern, wie bei jener Campagne in Frankreich. Es ist Fanatismus, ihm das zum Vorwurf zu machen. Goethe kannte sehr wohl die Entwickelungsstufen des Geistes, die Schmerzen, mit denen dessen Geburten verbunden zu seyn pflegen, die Kämpfe auf Tod und Leben, die es hier giebt, aber vielleicht mehr die des innern Lebens, die des Individuums,

als die der Völker, der Menschheit. Wenigstens hatte er die letzten vielleicht nicht mit der Theilnahme, mit der Selbstaufopferung bis in die Gegenwart begleitet, wie es anderen Naturen zur Aufgabe geworden, und der jetzigen Zeit überhaupt. Dazu kam, Goethe besaß eine höchst erstaunenswerthe Restaurationsgabe, eine Schnellkraft, sich von jedem Sturz, und wär' es ein Blut-Sturz, rasch zu erholen, wieder rasch auf die Füße zu bringen, wie er selbst darüber einmal so erquicklich zu sprechen weiß. Göthe war in einem Grade sein eigner Arzt und Seelsorger, wie es wohl nicht häufig außer ihm einen Menschen gegeben hat.

Das Faustische in ihm nun, wie es in dem Dämonischen ihn wohl noch am dauerndsten beherrschte, ließ er sich nie in den gegenwärtigen Moment rücken, wo es ihn hätte zerschmettern oder doch wenigstens in der Zeit, in der Bildung zersplittern können. Er hatte zu viel zu lernen und anzuschauen, zu viel mit den Objekten zu hantiren, als daß es ihm hätte Gefahr bringen mögen. Er tadelt an Byron, daß er zu „leidenschaftlich" sey. Goethe selbst skandirte in der Leidenschaft die köstlichsten Hexameter. Er bildete die weichsten Formen auf den weichen Formen der Geliebten.

Kurz: im Modernen gehen beide oben betrachtete Dichter völlig auseinander. Goethe beginnt, erarbeitet, beendet das bisherige classische Zeitalter unserer Literatur. Die neueste Zeit hat zunächst eine andere Aufgabe. Die Individuen nicht allein, im gewöhnlichen Sinne, die Individuen der Völker selbst, die Volksgeister, erstarken unter diesen Gährungen. Byrons Todesfackel, zugleich eine Flamme des Aufgangs, leuchtet in die moderne Zeit von den Höhen von Missolunghi.

George Sand.

Die Aufeinanderfolge unserer heutigen Gedanken ist oft so keck und gewagt, so widerspenstig dem Herkömmlichen und siegestrunken nach neuen Bahnen und Zielen, daß auch unsere Hodegetik von der alten Logik wird verworfen werden. Ihre gegenwärtige Lektüre, die Ihnen, wie ich höre, so viele Skrupel, ja so viele an der Gegenwart und ihrer ganzen Literatur irre werdende Gedanken veranlaßt, nöthigt mich, bevor ich unsere deutsch-literarischen Angelegenheiten weiter verfolge, einen Gegenstand zu betrachten, der allerdings, nach meiner Ansicht, ein entsprechend-großer Weltcharakter in Frankreich ist, wie Byron in England, aber nicht im *Beginne* der modern Zeit, sondern schon in ihrer *Entwickelung*. Ich will über die *Dudevant* sprechen, aber zuerst über den *Egoismus*.

Wenn keine Erscheinung des Lebens ohne Anstoß und Aerger betrachtet werden kann, so bald man nicht gleich bei ihrer Manifestation mit ihr in die Bewegung übergeht, wodurch sie zugleich dem Ganzen gehört, indem sie in das Ganze zurückströmt, so wird man auch den Egoismus als ein dialektisches Moment anerkennen müssen, um nicht allein mit ihm ausgesöhnt zu werden, sondern in ihm oft sogar den Anstoß zu einer

großen sittlichen Fortbildung, den Fruchtbehälter eminenter Schöpfungen zu erkennen. Vor Allem aber übersehe mannicht: der Egoismus als dialektisches Moment, nicht jener faule, jenes dummgewordene Salz, welches sich nicht aus sich selbst zu zersetzen vermag.

Aus jener Schwungkraft, aus jener federnden Weltzeugungs-Substanz heraus legte ein Mann, wie Fichte, einen so ungeheuern Accent auf das Ich, und wer feiert in ihm nicht dennoch ebensowohl den fast überall zürnenden, die Menge unter seiner Würde haltenden, die Welt aufgebenden Heros der Sittlichkeit, als sich die Unendlichkeit der Welt hier erst aus dem sich selbst setzenden Ich zu setzen vermochte. Der Satz: liebe deinen Nächsten, wie dich selbst, wird auch wohl die Umkehr zulassen: liebe dich selbst, wie deinen Nächsten.

Zuerst in der Krankheit ist der Egoismus im Besitze des angestammtesten Rechtes, in der Ausübung des heiligsten Naturrechts, im Abwehrungszustande gegen eine Macht, die er der Individualität, der er angehört, fremd weiß. Er ist defensiv. Das Ehrgefühl stellt dann den Egoismus schon seines Gleichen gegenüber, wirft ihn in die Offensive der größeren Gefahr, um das gleiche Recht, die gleiche Würdigkeit des Bestehens mit Andern sich zu erkämpfen. — Im Bewußtseyn nationaler Gesammtheit endlich ist der Egoismus schon im Uebergange in die Selbstentäußerung zur Menschheit begriffen, obgleich er diesen Uebergang gewiß nie eher machen wird, bis er das Göttliche, als ausschließend jede zeitliche und räumliche Schranke, und hiermit das eigentliche Wesen der Humanität erkannt hat. — Viele Kritiker und namentlich viele Theologen unserer Zeit haben es immer nur höchstens bis zu jenem Uebergange brin-

gen können, wie aus ihrer Beurtheilung Göthe's zur Genüge erhellt, dessen schöne Menschlichkeit noch lange nicht durch die Heiterkeit des Griechen hinlänglich bezeichnet wird.

Wer sah sich nicht aber, wie oft er auch seinen Blick durch große Anschauungen erweiterte, und wie oft er an dem Gemeinwesen menschlicher Errungenschaften wärmte und ausruhte, dennoch zuweilen auf frühere Standpunkte zurückgedrängt, nicht immer aus anerzogener Kleinlichkeit, oft weil eine traurige Wirklichkeit so etwas forderte? Wer fühlte sich nicht Napoleons glänzender Weltherrschaft gegenüber oft allem Kosmopolitismus feind, und unbereit sich solcher Siege zu freuen, das deutsche Blut in grollender Reaktion bis zu einem Egoismus des Vaterlandes hinaufgetrieben?

Etwas Aehnliches wird uns in Zeiten begegnen, die, scheinbar weniger stürmisch, kriegerisch, nach Außen nämlich, alle Bewegungen und Kämpfe auf ein anderes Gebiet hinüberspielen, und, unter der Aegide eines sogenannten Friedens, den Principienstreit, den Ideenkrieg zu vollen Flammen anschüren. Wir kommen vielleicht später noch ausführlicher hierauf zurück. Wünsche sich, wer den Beruf zum Philister klar in sich erkannt hat, aus solchen Zeiten hinweg, oder verträume sie hinter der Postille, dem Aktentisch. Wir unsererseits preisen uns glücklich, eine Zeit erlebt zu haben, wo die Ausbrüche der Leidenschaft und Grausamkeit in Masse schon so sehr von der ungeheuern Macht des Gedankens zurückgedrängt werden, wo die Interessen an dem Forschritt auf möglichst allen Punkten sich so lebhaft entzündet haben, daß jeder Tag uns neue Entdeckungen, Erfindungen, Zugeständnisse an die Vernünftigkeit bringt, so daß selbst der Vorbereitete von der Neuheit

und Fülle der Erscheinungen überrascht wird, und mehr Grund vorhanden ist zur Selbstbescheidung, das Neue noch nicht fassen und einordnen zu können, als daß man mit altklugem Urtheile vortritt, und mürrisch verdächtigend abspricht.

Auf der Höhe der neuen Zeit steht offenbar auch George Sand, Dudevant, einem kommenden, einem ereignißreichen Tage zugewendet. Wer kann sie sich anders denken als, obwohl Frau, obwohl Mutter, jeder Bewerbung, jeder Berührung Feindin, jedem andern Bunde zürnend, als dem keuschen, dem himmlischen mit ihrem Genius. Den Widerspruch, das Räthsel müßt Ihr gleich hier mitdenken, denn sie giebt Euch immer neue, immer schönere auf: Kinder spielen zu ihren Füßen, — Kinder, deren fröhlichem Gedeihen man es ansieht, daß die liebevollste Mutter sie hegt, die aber an keinen Gatten mehr erinnert seyn will.

Keiner Fürstin Haupt schmückte je ein prächtigeres Diadem denn, welches wäre prächtiger als jene Gedanken-Glorie, jener Nimbus reizender Bilder, welcher diese Schläfe besonnt. Die Morgenopfer der Julirevolution rauchen noch hinter ihrem Rücken. Man hat sich schon wieder eingerichtet, und geht demselben Lustre leichtsinniger Feste entgegen. Die verunglückten Apostel des St. Simonismus sind ausgegangen in alle Länder und unter alle Völker, und suchen das freie Weib unten im Aegyptenlande, bei dem Schlamme des Nil, statt daß sie es im Sammet der artigsten Robe, des verwegensten Reitkleides finden, statt daß sie aus diesem kleinen, jedem Manne versagten Munde hymnische, weltenschwangere Gedanken im Ton und der Ungenirtheit einer Soirée vernehmen könnten. Die Schule der Classiker und Romantiker streitet mit den Anhän-

gen Louis Philipps und den Karlisten um die Wette, wem die Legitimität zukomme, und ob eine Vereinigung beider Richtungen möglich sey, und unsere Dichterin zeichnet mit lächelnder Miene auf ihrer Morgentoilette, während Lißt auf dem Claviere phantasirt, den lachenden Eingang eines Romans, indem sie den sprödesten Stoff, die romantischste Zügellosigkeit in so allerliebste Wendungen und Worte setzt, daß der Leser diesen classischen Hauch, der über alles ausgegossen ist, verlangend einsaugt, obwohl das Wörterbuch der Akademie über so manche Form keine Auskunft giebt.

Wer könnte sie aber fesseln und malen diese Flüchtige und immer Reizende? — Sagst Du: sie ist das Feuer, so ist sie die Luft. Sagst Du: sie ist die Herrin der Wasser, so gebietet sie, Königin, über alle Schätze der Erde, und zaubert Dir, ob Lelia auch zürnt, plötzlich Bambuccis Gärten vor das Aug', und zeigt Dir, wie man lebt, und wie all' dieser Glanz der Lampen, der Gasbeleuchtungen nichts ist gegen jenes Boudoir, wo die Brillanten selbst die Lichter werfen, und das Venus-Gestirn aus lauer Nacht Lust erregend hereinstrahlt, und ein weicher Mädchen-Arm, Funken sprühend, an Dir vorbeistreift, und wie doch auch das, besonders wie Männer es treiben, nichts ist und irdisch-gemein gegen den himmlischen Dienst der Venus-Urania.

In wie engen, kindlich beschränkten Kreisen bewegtet Ihr naiven Alten Euch noch in den Metamorphosen Eurer Mythologie oder späteren Dichter! Wie unwahrscheinlich Alles, wenn auch wie sinnig gedacht, wie schüchtern gegen den Muth und die Wirklichkeit dieses weiblichen Autors! Wie wird sie, was sie dichtet, und wird es, spielt es, um Neues zu werden und

zu spielen! — Dieser köstlich durchwirkte, wunderbare Shawl ihrer Darstellung! Jetzt hebt sie ihn, nun läßt sie ihn sinken. Sie glättet ihn jetzt und faltet ihn wieder. Du siehst die ernste, tief geheimnißvolle Sphinx ruhen vor himmelhohen Gedanken. Als Amazone saust sie schon wieder in den Krieg mit den Männern. Dort kommt der Seidenhut eines zierlichen Dandy. Sie ist's. Jetzt gar zu Zweien, Arm in Arm, die seltenste Gesellschaft: Nonne und Schauspielerin.

Ich habe mir oft diesem Welttheater einer so schöpferischen Poesie gegenüber irgend einen schwarzgalligen Feind von Schriftstellerinnen zum Nachbarn gewünscht, um ihn beim Nachhausegehen zu fragen, ob er noch keine Kategorie übrig habe für schreibende Frauen.

Man hat das Genie gefährlich gefunden, und hat dem Himmel gedankt, daß er es so selten erscheinen lasse. Aber man hat sich auch durch den dagewesenen Genius blind machen lassen für den kommenden. Undankbare Welt, die er vorfindet! Dünkelvolle! Man hat sich nach Schiller und Göthe gebildet, oft nach dem ersteren auf Kosten des letzteren. Nun findet nichts mehr sein Recht. — Wir sind im Sinken, heißt es. Unser goldenes Zeitalter ist gewesen. Die Sittenlosigkeit, die Sucht nach dem Drastischen, nach dem Effekt war immer, die Geschichte lehrt es, ein Zeichen des Verfalls. — Wer sieht sich nicht nach Gänsefüßen um und glaubt, ich citire wörtlich einen dieser Grämlinge!

Und welches engherzige, endlos seichte Urtheil hör' ich erst über Dich ergehen, armes, den Lästerzungen verfallenes Weib! Man wird es Dir nie vergeben, daß Du so außerordentlich, so überragend bist, daß Du, statt Deine Schwestern zu Ver-

trauten zu machen, statt Deinen Beichtvater in Deine Geheimnisse zu ziehen, Dich dreist an die — Menschheit wandtest mit Deinem unendlichen Schmerz, Deinem Widerwillen gegen das bestehende Elend, mit Deinem Haß gegen die Männer und Dirnen, mit allen den Dissonanzen, die Dich, Zartbesaitete, durchstürmten, mit Deinen weltumkehrenden Phönix-Gedanken! . Wenn ein Weib, von solchem Geiste getragen, unter den Erschütterungen ihres Vaterlandes, wo Barrikaden und Attentaten Hoflager und Volksfeste folgen, wo die Welt in ihrer realsten, reichsten und farbigsten Wirklichkeit an uns vorüber muß, nicht diese Seite bloß — denn der Wechsel ihres Costüm's gab ihr überall Eintritt — sondern auch den Idealismus mit allen seinen Alpenhöhen in blaue, lockende Fernen hinaus, mit seinem schwärmerischen Dichter- und Seher-Blick in kommende Situationen; wenn sie uns die Majestät, den Groll, die Grausamkeit der weiblichen Liebe, der gemißbrauchten, fürchterlich aufdeckt, und wie die zartesten, schönsten Jünglinge zerrüttet, blödsinnig von der Lust, vom Wahnsinn und selbst im Blödsinn noch groß gedacht und ausgeführt, vor ihr als geforderte Opfer sehen; so wird man nicht gleich einen und denselben, nämlich den versöhnenden Gesichtspunkt für so kolossale Gestaltungen finden; man wird sich wohl gar begnügen, das alles geniale Coketterie mit der Ueberspanntheit und der Unmenschlichkeit zu nennen; statt daß man den organisch und doch so ungenirt, den ätherisch und doch so lebenswahr gebildeten Kunstwerken dieses Staunen erregenden Weibes nachforschen sollte. Hier habt Ihr eine so fertige Welt, daß alles, von der Busenschleife des unschuldigsten Kindes bis zum Galeerensklaven, der seine Wiedergeburt an der Karre feiert, von

dem liederlichsten Cultus, der mit Geist den schönen Leib des Weibes zum Tempel der wildesten Orgie zu machen weiß, bis zu jenem Hinwegziehen des Vorhanges, welcher das Unsichtbare deckt, und durch Fragen und Zweifel und Sehnen den Sitz der Gottheit erreicht, zur Anschauung gebracht wird. — Ihr müßt freilich Euch darauf verstehen, durch Reproduktion die Phantasmagorieen dieser Romane, die musivisch zusammengebrachten Atome dieser Dichtungen in die Wirklichkeit, in das Erlebniß wieder zurück zu übersetzen. Wie aber steht es mit dem Menschen, mit dem Weibe, das daheim bleiben soll, und hier solche Wanderungen und Wandelungen wagt? —

Die Briefe der Dudevant sind die Erklärung ihrer Werke, sind die Erklärung ihres Charakters als Menschen und als Schriftstellers. Diesen in Thränen gebadeten, in innern Kämpfen ausgeströmten, herrlichen Expektorationen an Freunde müssen eben so lebenssatte, herrliche Soliloquien mit Gott vorangegangen seyn. Also — die Briefe und vor allem die Briefe.

Wie in eine fieberhafte, unangemessene Sphäre verbannt, erscheint hier ein Wesen, welches nur darin die Vorsehung auch gleich wieder freundlich geleitet hat, daß sie ihm neben diesem Zartsinn des Weibes jene Schöpferkraft gestaltenreichster Poesie gegeben, welche Kraft immer Mann, also stolz und tapfer und heldenmüthig und stark im Erfinden und Handeln ist. Kein somnambüles Verschwimmen und Verschwinden in der bloßen, wenn auch noch so üppigen Phantasie. Kein Schwelgen in der Empfindung, in dem oft so widerlich anzuhörenden tief und gefühlvoll Thun mit sentimentalem Gerede. Ueberall neben dem Weltüberdruß Welt, neben dem Menschenhaß Menschen, so schön geschaffen, so reich ausgestattet, daß man dieser zür-

nenden, schwermüthigen Dulderin voraussagt, sie werde Gott immer nur da finden, wo er sich expandirt zu einem lichten, gestaltenden, nirgend an einem Letzten, Aeußersten anlangenden Universum. Ueberall beschäftigter Blick, ordnender Verstand. Ueberall zweifelbefähigt, gedankenerregt. Ueberall aber auch zum Leiden, zur Bitterkeit geneigt gegen einen gewissen Charakter der Wirklichkeit, in der wir leben. Nie aber dennoch des Handelns uneingedenk, im Elemente des Selbstgebots, der unantastbarsten Freiheit bis zur Caprice. Unaufhaltsam vom Genius gespornt. — Ausgezeichnete Erziehung. Frühreif, wie die zeitigste Frucht, welche der Süden reift. Früh unglücklich. Unverstanden in allen Forderungen ihres erhabenen Geistes, unbegriffen in ihrer ganzen Persönlichkeit, nicht einmal geahnt, wohl gar tyrannisch behandelt, bis zur Unnatur des Hasses getrieben, vielleicht durch thierische Gluthen eines Mannes und andere Rohheit und Grausamkeit der Lust ach, die eben vollendete Schönheit des Weibes vielleicht schon zur Umarmung mit einem Scheusal verdammt. — Wo sonst hättest Du die Farben her, die Farben, mit denen Du die Flammen des wildesten Begehrens und Gewährens, des Anziehens und Abstoßens malst, und immer wieder anders malst, Farben, mit denen Du die Augen der Keuschheit durchstechen würdest, wenn Du nicht den geheimnißvollen Firniß über Deine Gemälde zögest, der ihnen das Gift nimmt, und den Zauber läßt.

Aber selbst jene Leiden, unbegriffen, weil unverdient, empörend, weil im schneidendsten Widerspruch zum Adel der Individualität, vermögen nicht die schwersten, die wichtigsten Probleme dieser selbstständigen Natur aus dem Auge zu rücken.

Daß George Sand alles, auch dieses mit Grazie behandelt, darin erkennt man wohl die französische Abkunft, aber daß sie dabei, freilich immer nur wie vom Augenblick dargeboten, die tiefsten Blicke in ein Verborgenes, doch Jenseitiges wirft, und nie vor dem Abgrund des Wesens und Enthüllens der Dinge zurückschaudert, darin sehen wir nicht mehr französische Art.

Nur während sie noch den ganzen Gesichtskreis flüchtig zu übersehen scheint, der, in vorirdischer Existenz ihr, wie uns hienieden das natürliche Aug', der enge Horizont, eigen war, und allerdings zum Theil noch ist; verwirrt sich beim Besinnen auf die erlebte Schmach das von Idealen mehr gequälte als beruhigte Gemüth, die in eine Zukunft eilende Phantasie in dem Labyrinthe der Lebensfügungen.

Gott, Lebenszweck, Menschenheil, die Institutionen der Gesellschaft werden eben aus nicht zu verläugnender Tiefe, während die gewöhnliche Lösung unbefriedigt läßt, angezweifelt. Aber — der Zweifel ist dreist, ohne Rückhalt, kindlich, freudig, glänzend. Die Illusionen des Schönen werden wie Ersatz gebende Mächte heraufbeschworen, die Iris der feurigsten Phantasie wird hier in seltsamen Zwischenblicken, Reflexionen hinaufgesendet als fragende Botin zum Himmel der Götter, zum seligen Olymp.

Wie karg ist doch auch wieder das Leben hier unten, wie bettelhaft bei allem Reichthum, den sie, die auch irdisch so reiche, verachtet. Freunde zählt man nicht viel. Einer, zwei sind genug. Selbst von Leiden verzehrt, um so empfänglicher, tiefer, willkommener. „Du altes Schiffswrack" nennt sie rührend den einen. Auch steht eine geliebte Mutter zur Seite, Kinder spenden der Tochter das süßeste, innigste Mutterglück.

Das alles ist etwas, ist viel. Welch unnennbares Wiederfinden der Freude, wenn man mit diesen Lieben den Frühling erwartet, und nun des Morgens Alle der mit tausend Blumen und Tönen angekommene in den Wald ruft.

Aber — wen fände es nicht wieder das Leiden, der Schmerz der Vergangenheit? In schweigsamen Nächten, im Rausch der Gesellschaft, auf den Brettern der Bühne, in tausend Einsamkeiten weiß es uns vor das Auge zu treten. Ja, wir fühlen es, nun steigt es mit uns zur jähesten Spitze.

Wie ganz, wie liebenswürdig, wie gedankenreich weiß sie uns das alles wieder zu erzählen! — Die Verzweiflung wird jetzt der Cokon, in den sie sich einfriedigt, in dem sie sich wiegt. Verletzte doch alles zuletzt ein gleich zartes wie erhabenes Gemüth, das Kleinste wie das Ungeheuerste, „die stinkenden Eilwagen auf Reisen", wie der Wütherich eines unnatürlichen Mannes. Nur durch diese Verzweiflung, diese Tiefe des scheinbar vernichtenden Schmerzes, gelangen so außergewöhnliche Naturen zur Verklärung alles Irdischen. Du mußt dem plastischen Drange Deiner gemißhandelten Dichter-Natur Freiheit geben. Du mußt Gestalten annehmen, durchwandern, um durch Gestalten Deinen Dir angeborenen Idealismus zur Welt werden zu lassen.

Selbst ihr neues Reisen, ihr sich Stürzen von Glanz zu Glanz, von Ort zu Ort, von Salon zu Salon (Lelia ist bei dem Allen nicht zugegen), ist nicht Heiterkeit, Genesung schon, ist nicht die beliebte Zerstreuung, welche dem Grame so oft gerathen wird, sondern ist nur der Drang der Dichter-Natur, die geistreiche Ironie über die auf ausgehöhlten Gräbern rasende Welt, ist der mänadische und doch so beobachtende Zug, all'

diese Tändeleien und Rafereien durchzuempfinden, ohne eigentliche Gegenwart dabei, ist die völlige, selige Erprüfung aller sinnlichen Nichtigkeit.

Das alles sind die zerstreuten Glieder einer großartigen Wiedergeburt, der Entdeckung, daß dennoch alles das ist: Gott, Lebenszweck, Menschenheil, Grund und Resultate der gesellschaftlichen Institutionen.

George Sand scheint überall noch in dem Proceß, aber schon so weit zu seyn, daß sie sieht, s i e g e w i n n t i h n. Es ist mehr als Don Juan, mehr als Casanova, es ist Faust in diesem Weibe, aber Faust, wie er schon hienieden, nicht allein zur Aussöhnung mit seiner Schuld, sondern zur Aussöhnung mit seinem Schmerz über das Leben kommt, und nicht durch die A n e i g n u n g im Genuß und den Gewissensbiß, sondern durch die A u s s t r ö m u n g der Produktion und die Schönheit.

Man hat lange und scharfsinnig philosophirt über den Ursprung des Uebels. Man hat sich einen so erhabenen Schwung zum Optimismus zu geben gewußt, daß jeder Fleck und jeder Riß dem Auge entschwunden. Man hat sich durch Poesie in der Philosophie überflügeln lassen. — Aber man hat damit nichts geändert, am wenigsten erklärt. Das aber ist ein hervortretender Zug unserer m o d e r n e n Z e i t, daß sie einsieht, und es nicht läugnet, wie ein nicht aufgehender Rest, trotz alles Philosophirens und Dichtens, geblieben ist, der, wie eine Schuld, wie ein undurchdringliches Fatum, ein Pathos, Alle drückt und Alle fesselt. Das Gebrechen der Menschheit, der allgemeine Schmerz, der Jammer der Existenz, von einer gewissen Seite betrachtet, wie ihn selbst Göthe, der gesunde, der heitere, eingestand, nennet es nun im Einzelnen ungleiches Loos, nennet es Krankheit, Armuth, Elend, Hunger, wie Ihr wollt, genug die-

ses Uebels als Last der Menschheit, in all' seiner Tiefe des Gedankens und der Erfahrung, wie es das Gewissen der modernen Zeit beschwert, so daß alle Besseren laut darauf hinweisen, sich darüber entsetzen, dieses Weh über das Weh der Menschheit ist die gemeinsame, ununterbrochene Qual in Byron und George Sand. Unsere Zeit philosophirt weniger über den Begriff, über den Ursprung des Uebels, aber sie nimmt Anstoß an der Thatsache desselben und verlangt, wenn nicht Hülfe, doch — Linderung.

Die Welt verklärt sich unter der Hand, indem George Sand sie in allen Gestalten schildert. Und doch ist nur scheinbare Gesundheit in ihren Werken, durch die große Kraft der Darstellung hervorgebracht. Ueberall heftigster Kampf der Leidenschaften, gährender Streit der socialen Elemente, deren glänzender Friedensschluß vielleicht in der nächsten Metamorphose dieser Schriftstellerin hervortreten wird. Des Weibes hoher Adel und beleidigte Natur bricht überall aus in einen Krieg mit den Männern, die sie der sinnlichsten Brutalität beschuldigt. Sie ist grausam, aber in der Grausamkeit schön, erhaben. Jener oben hervorgehobene Egoismus des beleidigten Ehrgefühls durchschreitet bei ihr wie auf dem Kothurn alle Momente. Der Egoismus ihres Geschlechts, welcher aus Leidenschaft mit Leidenschaft im Kampfe liegt, tritt in einer so feurig-energischen Individualität, wie die unsrer Dichterin, als Rachegöttin auf, als Rache ihres Geschlechts an männlicher Verworfenheit. Aber — je höher die Flammen der Poesie aufschlagen, desto schneller ersticken die der Rache. Auch die Poesie verbietet den Egoismus. Die ewigen Gesetze der Geschichte, des Lebens, welche die Dichtkunst nur noch glänzender enthüllt, lassen sich

kein Unrecht, keine Schmach entgehen. Die höhere Natur des Verfolgenden begiebt sich ihres, einen Augenblick mißverstandenen Amtes, und findet in sich selbst durch das Weltgericht ihres Genius — Versöhnung.

Das Moderne in einer seiner schönsten Blüthen entwickelt sich bei der Dudevant. Die weiblichste Sanftmuth spielt mit der Gefahr in der Huld und Anmuth einer Grazie. Der Wohlklang ist bei ihr immer mit dem Gedanken schon gegeben. Es ist den Franzosen etwas eigen wie Tanz der Bellona oder des Vestris, vom Glanz ihrer Conversation bis hinauf zu den Breschen von Constantineh. Eine Bravour, eine Romantik, eine Chevalerie, ein Enthusiasmus, begleitet vom wildesten Beckenschlag kriegerischer Musik. So etwas klingt aus der ganzen Darstellung der Dudevant heraus.

Göthe als Enthusiast.

Es giebt eine besondere Gattung von Schriften, deren Zahl leicht zu ermitteln seyn, deren Inhalt meistens ein kleines Publikum ansprechen, in seinem eigensten, geheimsten Erleben offenbaren wird, und die wir einmal als die *rücksichtslosen* bezeichnen möchten. Wir rechnen dahin aus älterer Zeit die Bekenntnisse von Augustinus, von J. J. Rousseau, die Leiden des jungen Werther von Göthe. In neuerer Zeit nimmt beinahe der ganze Byron diesen Standpunkt ein, bei den Franzosen George Sand, in unserer Literatur bezeichnen ihn Rahel und Bettina, Gutzkow's Wally und Seraphine, und jene wie durch eine Filtration der Lichtstrahlen gewordene Novelle: Lenz von Büchner, welche der Hamburger Telegraph mittheilt, in der wir Natur und Geist in ihrer detaillirtesten Wahrheit und Zerrüttung zugleich vor das Auge bekommen.

Das Schicksal solcher Schriften scheint zu seyn, mehr von den Schweigenden als von den Sprechenden verstanden zu werden. Sie klopfen bei dem Leser stark an, sie fragen ihn, ob er ein *inneres* Leben hat oder nicht, ob er die Bildungsmomente, ob er die Tiefen, die Abgründe kennt, welche der Geist durchschreiten muß, wenn es sich darum handelt, Gott

und Welt in ihrem Wesen zu erfassen, und nicht bloß darum, wie man zu sagen pflegt: sich zu bilden, Amt und Ehre und Brod zu erlangen, auch wohl eine Stelle unter den Geistreichen einzunehmen, und endlich mit den Worten zu enden: ich habe mich vortrefflich amusirt. — Sie fragen den Leser, ob er die Dämonen bei sich zur Erfahrung gebracht habe, welche in des Menschen Brust schlummern, die Leidenschaften, welche sie anschüren, am Holze der Sinnlichkeit zwar, aber zu einem Verzehren des Innersten, zum Untergange der Welt, oder zum Aufgange, zu einem Uebersprung, zu einem Wendepunkt, welchen das Christenthum mit dem gedankenschweren Worte: Wiedergeburt bezeichnet. — Sie fragen ihn, ob er so weit in seiner Bildung gediehen ist, an aller Schalheit der Conversation, der Bemühungen, des Meinens und Wähnens, des Modelns und Meisterns ein Genüge bis zur Uebersattheit zu haben, um mit all' den Philistern Abrechnung zu halten, um ihnen, welche ewig das Nadelöhr suchen, durch welches das Kameel hindurch soll, den Rücken zu kehren. — Sie fragen ihn, ob er sich noch schämt vor der Welt, des Göttlichen schämt, oder ob er den Muth hat, mit Klarheit und Ruhe und Hingebung an Wenige, diesen zu Liebe, sein inneres Erlebniß ganz und rücksichtslos herauszustellen, als Beitrag zum Begreifen des Menschen überhaupt und mit ihm der Welt.

Vom unschuldigsten Spielen mit der Wahrheit, vom leisesten, Gelüsten bis zur offenbaren Lüge und dem Brande der Sünde, welche den Geist aufzehrt; vom heitern und schwermüthigen Versinken in die Schönheit und Erhabenheit der Natur als Landschaft bis zum Sturz in den Tod, von der Höhe der Sittlichkeit und Bildung herab, bloß weil die Schönheit des Weibes

zu gewaltig uns rührte, und doch keine Erwiderung zu finden war; vom Aufbau eines Gedankensystems aus dem feinsten Gespinnste der sublimsten Verstandesreflexion bis zum Hymnenschwung und Dithyrambensturm, welcher in einem Lebenden den Gott schon feiert und anschaut; von der kühnen Voraussetzung, daß die wahre Religion die Verzweifelung an Gott selbst als Moment aufzeigen müsse, weßhalb es denn heiße: „mein Gott, warum hast du mich verlassen,“ und einem Brevier zu solcher Andacht; von der Erfahrung, daß das Verhängniß seine Launen, aber tiefsinnige, die Freiheit des Menschen nur mehr verherrlichende Launen hat, Launen, welche an dem Bildungsdrange, an Antipathieen und Sympathieen, zuletzt wohl gar, wie bei der Seraphine, an einem grauen Umschlagetuch ihre Vehikel finden, während die ewig sich gleiche Natur als heitere oder schauerliche Idylle ruhig hereinschaut, ihr Schweigen nicht unterbricht, — bis zum Zerschellen der Verständigkeit des Individuums an dem dunkeln Grunde, welchen die Natur und Gott für den Verstand haben: — alles das, und ein nicht zu Erschöpfendes ist der Inhalt dieser Schriften.

Sie werden übrigens solchen Inhalt entweder subjektiv oder objektiv zur Darstellung bringen. Sie werden ihn als Biographie, als Memoire, als Tagebuch, als Brief, als Fragment, oder als Novelle, als Roman verarbeiten. Immer aber werden sie aus dem Bedürfnisse hervorgehen, selbst dann, wenn sie von den Verfassern nie für den Druck bestimmt seyn sollten: das Ich aus der Verstrickung mit sich und der Welt — welche ungeachtet des Kampfes dem Wesen nach dem Ich gleich ist, nur durch Feindschaft in Ungleichheit gerathen — durch irgend ein Du, sey es ein Freund oder das Publikum oder Gott,

selber, zu befreien, eine Befreiung, die allemal im seligen Schmerze da gefunden wird, wo es der Kämpfende nur erst zum Worte gebracht hat.

Niemand ist in diese Wahrheit tiefer eingeweiht, von der erlösenden Macht der Sprache unmittelbarer überzeugt gewesen, als Göthe. Im Werther, den er in einem nicht minderen Schwindel am Rande eines Abgrundes nieder- (schrieb darf man nicht sagen, sondern) schleuderte, als Werther selbst, erzwang er sich von dem Geschick die Rettung von der Gewalt des Zeitalters, welche Rettung sein so schon siedendes Jünglingsherz vor dem Verdampfen in die nichtigen Seufzer der Sentimentalität allein bewahren konnte. Und wie kam es ihm zu statten! Welche Sittlichkeit, welche Mannheit und Größe der Entsagung hatte er gewonnen!

Was er fast mehr vom Hörensagen sich zugeeignet, was er dann als Dichter in seiner eigenen Welt den anderen Bildungselementen angereiht, das hatte unvermerkt in solcher Brust ein Liebesfeuer angezündet, das sich nun, um die Leidenschaft, die Melancholie darüber los zu werden, in jenem Romane Weg gebahnt. Er hatte sich durch dieses Kunstwerk, in dessen schöner, entzückender Begrenzung die Wildheit und Unermeßlichkeit der Natur eingeschlossen und besänftigt ruhen, indem der Held erliegt, eine Freiheit und Stärke gegeben, es mit dem Nächsten, was jetzt der Art ihn selbst umgarnen sollte, nach Würden aufzunehmen.

So erscheint uns Göthe wieder in einer ganz neuen Gestalt, und erscheint uns namentlich in den Briefen an die Gräfin Auguste zu Stolberg wie noch nie.

Lili's Park ist vor uns ausgebreitet. Die Vögel zwitschern

aus warmen Nestern. Die Blumen duften. Die Fontainen plätschern. Die Lerche jubelt noch. — Aber schon neigt die Sonne sich zur weichen Nacht, welche die Nachtigall verkündet Netze überall am Bach hinunter, als wollten sie Symbole seyn der Liebe, welche den fangen wollen, der sinnend, süßverstärt den Baumgang heraufkommt, und zu jenen hell erleuchteten Fenstern auflauscht, wo Lilli am Fortepiano sitzt, und mit Tönen den Geliebten lockt. Aber — ihr wißt Alles, Alles schon; er hat euch Alles ausgeplaudert in einer Weise, wie ringend die Liebe ihr Glück und ihr Leid, ihre Wonne und ihre Qual dichterischer und zugleich treuer wiedergegeben. Man lese, bevor man an die erwähnten Briefe geht, als Weihe jenes siebzehnte Buch von Göthe's Wahrheit und Dichtung.

Nun wähne man aber ja nicht, was die Briefe belangt, daß irgend ein Enthusiast für Göthe hier einige Papierschnitzel, Billette, einen Dritten zur leichteren Schließung eines Liebeshandels in Anspruch nehmend, hervorgesucht habe, und der Welt aufbinden wolle. Hier spricht sich vielmehr jene Göthe'sche Lebensepisode in einer Herrlichkeit und Zerrissenheit der Dichternatur aus, in einer Weichheit und Wahrheit des Ausdrucks, daß diese Briefe, wie wenig ihrer und kurz sie seyn mögen, als drittes Produkt unsers Dichters dem Werther und jenem Theile der Biographie an die Seite zu stellen sind.

Die Briefe führen uns das vor, was in Göthe's tiefstem Innern laut geworden ist, während des bestehenden Liebesverhältnisses, und zwar bis zum zehnten Schreiben. Dann folgen neun Briefe aus der Periode von Weimar. Endlich beschließen die Sammlung zwei aus neuerer Zeit, der eine von der Gräfin an Göthe, der andere Göthe's Antwort an die Gräfin.

Im Anhang wird uns dann noch ein Schreiben Göthe's mitgetheilt an die Grafen Stolberg, die Brüder unserer Auguste. Dieser Brief ist in jener ungenirten Ungebundenheit abgefaßt, die blöde Gesellen und zimperliche Weiblein, welche vor aller Kraft als einer Rohheit zurückbeben, in Verlegenheit setzen dürfte. Es drückt aber die Stylart dieses Briefes diejenige Stimmung aus, in der sich Göthe und Schiller oft befunden haben müssen, und in der das Genie seine Ueberkraft austobt, um zur reinen Gestalt zu kommen. Das Höchste der Kunst, also auch des Styles, ist immer ein Resultat der alten Götterkämpfe und der späteren olympischen Schönheit, und offenbart sich in der tiefsten Einheit zwischen Energie und Eleganz.

Wir gehen auf die Hauptsache zurück. — Man weiß, jenes Verhältniß zu Lilli wurde aufgelöst. Wie es aufgelöst wurde, nach unsäglichen Kämpfen von Seiten des Dichters, tritt des Letztern besonders der Familien-Pietät zugewandter, wie aus ihr hervorgegangener Charakter aufs Bewährteste hervor. Es war bekanntlich Göthe's Schwester, welche die Entscheidung zur Auflösung gab. Es war hier bei dem Aufgebenden keine Spur von jenem Leichtsinn, jener Veränderlichkeit und Sattheit, wie es in der Welt so häufig vorkommt; sondern es war ganz jene Pflicht der Entsagung, welche Entsagung in Göthe's Lebens-Credo ein so bedeutender Artikel ist, wie die Wanderjahre bezeugen.

Es mochten sich Göthe'n, dem feinspürenden, schon früh in dem Verhältnisse die Ungewitter ankündigen, welche der Seligkeit und Poesie, die er genoß, auch eine so qualvolle Nachtseite geben. Sein Dichtergenius ließ ihn diese Wonneschauer und

Qualenerlebnisse doppelt und dreifach kosten. — Da schmolz auch sein Ich mit einem Du zusammen, so eng, so innig, so glühend, wie die Briefe es aussprechen. Es war Gustchen, der er sein Herz ausschüttete, Gustchen, die er nie gesehen hatte, nie auch in der Zukunft sehen sollte, welche Unsichtbarkeit jene engelhafte Geistigkeit in dem Hin und Her zwischen Beiden bildete, die in dieser kindlichen Reinheit und Naivetät, man möchte meinen, nur in dem vorigen Jahrhundert, in dem Zeitalter der Messiade, so lieblich sich hervorbilden konnte.

Was ist das für eine Sprache, richtiger für eine Musik, die sich in diesen Göthe'schen Briefen vernehmen läßt! Wie ihr's so heimwehkrank und doch auch so heimathbeglückt nur im Gebirge hören könnt! Wie es nur das Volk so süß auf der Lippe trägt, hell und klar und geheimnißreich wie der Klang, wie der Fall des Bergquells, wenn er von der Gemsenklippe niederquirlt. — Wie jene Hirten, welche alljährlich nach Rom kommen, wenn die Heerden abgeweidet haben, wie die ihre lieblichen Pfeifen vor den Palästen der Großen ertönen lassen, in Weisen, in denen so ein Hirt alles das, was in ihm Seele ist, rein ausbläst, im eigentlichsten Sinne ausbläst, — so erscheint hier der erhabene Göthe als einfacher Hirt, sehr verliebt, aber auch sehr betrübt, zitternd vor Entzücken, ächzend vor Weh vor seinem Gustchen, und bläst ihr melodieenreich, daß man in eine Thräne sich auflösen möchte, sein qualvoll seliges Leben vor.

Hier habt ihr ganz die Sprache, in der Göthe Bettina'n auf ihre Gluthbriefe hätte antworten können, wenn er ihr gegenüber noch der Jugend angehört. Hier ist Göthe, wie Bettina später, selbst das Kind. Hier könntet ihr, wenn das

überhaupt der rechte Maßstab wäre für solche Poesie, nur gleich wieder auch diese Göthe-Briefe in Verse bringen wollen, und welche Gedichte würden daraus entstehen, wenn die Briefe nicht schon solche wären! —

Welch' reiner und reicher, welch' unmittelbarer Ausdruck des Erlebens, des Empfangens von Andern und des Gebens an den Anderen. Man merkt es dieser süßen, mitten im glühenden Metallflusse des Augenblicks plötzlich starr und hier und da sogar etwas steif gewordenen Sprache und Orthographie ab, aus welch' herrlichem Familienleben Göthe eben hergekommen war, in welcher Geselligkeit der Literatur und Zeit er sich eben bewegt hatte. Es ist dieselbe Sprache, die Bettina noch diesen Augenblick im Umgange spricht. Es ist die Sprache zum Theil von Klopstock und seiner Fanny und Cidli und Ebert und Giseke und Schmidt und Bodmer. Es ist die Sprache der Liebe und der kindlichen Seligkeit, sich in der Liebe und im Besitze der Geliebten zu wissen. Es ist dasjenige, wofür die oft zwar gelehrten, aber doch so trockenen, klapperdürren Philister gar keinen Sinn, gar kein Verständniß haben, indem sie eine so leichte, tiefe Kindlichkeit mit ihrer plumpen Gesetztheit und Langsamkeit gar nicht einholen. Es ist jener einzige Seelenbund, jenes einzige Zusammenleben, jene Lebensversicherung auf das Jenseits, auf die Unsterblichkeit und doch schon zu gegenwärtiger Freude, zum unausgesetzten Glücklichseyn durch den Umgang hienieden des vorigen Jahrhunderts. Es ist das naiv eifrige einander Auftragen von Schattenrissen und das Empfangen derselben, und ein Hangen und Bangen in Liebe daran, und ein tief poetischer, aber doch schwärmender Aberglaube und Kindheitssinn, wie er, von Lavater an, Allen durch

die Reihe so liebenswürdig eigen war. Nur bei Göthe das Alles ausgeprägter, unabhängiger, männlicher, zugleich antik, und doch ganz im Geist und oft sogar in der Form des deutschen Volksliedes geschrieben. Eben auch darum, weil sich hier das antike Grundelement und die Freiheit, welche die Faustdichtung für den Dichter abwirft, schon ankündigen, weil Göthe durchs Antike zur Plastik, und durch den Faust zur Weltfreiheit kommt, welche die Gottes selber ist, eben darum kommt er aus dem Wogen und Glühen dieser Briefe, aus diesen Höllenflammen der Liebe ohne das Fegefeuer zur Besonnenheit und Bestimmtheit des rein Menschlichen; während der Graf Stolberg, aus ähnlichen Kämpfen und Irrungen hervorgehend, da ihm so vollendete Aeußerung versagt ist, und doch ein so zerrissenes Innere darnach ringt, in die breitere Aeußerlichkeit der katholischen Kirche mit seinem verletzten Seelenadel sich flüchtet, und statt nach dem rein Menschlichen zu trachten, rührend nach dem Uebermenschlichen langt, nach den abstrakten Idealen der Heiligen. — Ach, unser Aller Schicksal und Lebenserfahrung dreht sich bis heute noch in diesen Angeln!

Wie der große Dichter als solcher, durch den Geist, der in ihm vorzugsweise als höchste Potenz der Schöpfung erscheint, eben Alles ist, weil er Alles darzustellen vermag, und den anderen Menschen, das Dichterische in ihnen mit Recht voraussetzend, zeigen will, wie auch sie alles in seiner Idealität seyn können und sollen, so daß der Gebildete auch dadurch der Vergänglichkeit und Endlichkeit entrückt ist, daß er den Unterschied der Lebensalter, der Stände und Glücksumstände, der Völker und selbst der Geschlechter in sich überwindet, indem er die einzelnen Tugenden dieser Stufen, Unterschiede alle in sich her-

einnimmt, aus sich hervorbringt, und das Aeußerliche davon dem Zeitenwandel übergiebt, so sehen wir in den Werken namentlich Göthe's ein solches Nacheinander hervortreten und sich gestalten, was alles in ihm selbst schon vorher Gestalt genommen hatte. Ist Göthe zuletzt beim Minister und Hofmanne angelangt, und hat man hieran sich häufig gestoßen, ohne sich immer zugleich der tiefen und umfassenden Geistigkeit zu erfreuen, die ihm bis zum letzten Augenblicke eigen geblieben; ohne es ihm als ein Verdienst auszulegen, daß er jenes berühmte Wort, es solle der Dichter mit dem König gehen, durch die That bewiesen: so rufe man sich nun auch wieder Alles zurück, was er außer dem Vornehmen noch sonst gewesen, von all' der Harmlosigkeit und spielenden Lieblichkeit eines Kindes an, als welches er in den gegenwärtigen Briefen so oft erscheint. Ja, in den Stellen, wo diese Briefe die Form eines Tagebuchs annehmen, hören wir Göthe, welcher stark genug war, das Alterthum, wie vor ihm noch Keiner, heraufzuwünschen, welcher mit dem ewigen Juden, mit dem Prometheus rang, in den verschiedensten Richtungen der Wissenschaft, der Kunst vorwärts schritt, den Faust dem Bewußtseyn der Welt populär machte; wir hören ihn in einem regenden Drunter und Drüber seines Leidens und Thuns, seines Erzählens und Wissenwollens, in der holden Art der Volkssitte, einer unglücklichen Braut, welche, der Liebe Seligkeit inne geworden, nun das bangste Weh des Zweifels sich zu Kopf steigen fühlt, und, zart wie sie ist, das Alles sich und der Freundin in dieser unsäglichsten Bitterkeit nicht zugeben will, verschämten Anstand nimmt, mit dem und jenem phantastisch herumspielt, zuletzt aber doch mit der ganzen Fülle

des Schmerzes heraus muß, ihr Besitz könnte ihr entrissen werden.

Es war unter so bewandten Verhältnissen ein Glück für Göthe, daß seine Stellung eine bedeutende Veränderung erlitt, daß er eine Reise antrat, daß er an den Hof von Weimar ging. Lange noch toben die Schmerzen von dem Verluste, zu dem er sich selbst hatte entschließen müssen, in ihm fort, und schatten sich elegisch in den Briefen an Gustchen ab. Mancherlei wird uns in der bisherigen Weise mitgetheilt, von dem, was sich am Hofe begiebt. Das Imposante, das Ueberraschende, das völlig Verändernde, was Göthe's Erscheinen veranlaßt, wird uns im Hintergrunde deutlich. Alle sehen sich unendlich angezogen, hingerissen. Manche Gefahr für den so Gefeierten. Immer aber sehen wir den Dichter, den unbefangen kindlichen Jüngling, den rastlos an sich arbeitenden Mann durchdringen, siegen; wir sehen, wie er sich in sein stilles Gartenhaus flüchtet, wie er an sein heiß schlagendes Dichterherz die Natur zieht, die ihm noch immer gebliebene — Geliebte.

So verläuft sich allmählich auch diese Periode. Wir finden den letzten Brief aus derselben vom 4. März 82 datirt. Eine lange, lange Pause. Es scheint ein Schweigen für immer. Gustchen ist unterdeß die Gräfin Bernstorff geworden. Auch ihre von Göthe so innig gehegten Brüder, die Grafen Stolberg, kommen ihm immer weiter ab, selbst geistig; während sie zuletzt in die katholische Kirche sich retten. Göthe dagegen eilt von Schöpfung zu Schöpfung, und findet in jeder dieser Schöpfungen dieselbe Erlösung und immer größere Befreiung von Allem, was auch ihn als Menschen beengen, beschweren mußte. Er war berufen, was Viele noch heute nicht zu wissen schei-

nen, als totale Dichternatur die Totalität der Versöhnung auch in jener Natur zu finden, die, eben weil sie total war, auch mit der Idee der Erlösung überhaupt zusammenfiel.

Er mochte noch manchmal Gustchens wie eines heiligen Schattens gedenken, wie eines Schattens, dem er einst die labendste Kühlung, die wohlthuendsten Segnungen verdankt. Er mochte sie wohl manchmal noch nachtönen hören die Weisen, in denen er ihr seine Leiden geklagt hatte. Aber er hat gewiß nie diese Weisen des Mannes unwürdig gefunden, er bereute das nie, er hatte eine zu vollendete Klarheit über das organische Werden, über die Metamorphose der Pflanze nicht bloß, sondern auch über die erst wahrhafte Metamorphose des Geistes. —

Da kommt im Jahre 1822, den 15. Oktober, aus Bordesholm ein Brief. — Kannte Göthe noch die Handschrift dieser Adresse? Kannte er noch die geliebten Züge, diese Hieroglyphen der Liebe, die er allein einst zu entchiffern verstand? Kaum. — Man sagt, die Handschrift des Menschen werde stereotyp, wenn sie, wie er selbst, erst Charakter gewonnen. Aber doch — besonders da, wo der Geist allmählich den Extremen zusteuert, wo man sich abschließt, wo man eifert, wo man ein vorzugsweise Rechtes, Wahres gefunden zu haben wähnt, da ändert sich Alles oft, auch das Kleinste, das Aeußerlichste, auch die Handschrift. Man legt sogar ein Gewicht darauf. Man sucht sich zu unterscheiden von Andern. Man wird abnorm, weil man im Abnormen die rechte Stellung der Welt gegenüber, die Norm der Gotteskindschaft zu finden glaubt, wie denn in dieser Hinsicht in unsern Tagen selbst die wun-

derlichste Orthographie in allen neuesten Druckschriften eines bekannten Schriftstellers die Allgemeinheit verletzt, eines Mannes, den wir auch auf extremen Wegen seit Langem fortgehen sahen.

Genug — Göthe erkannte schwerlich die Handschrift seines Gustchens. Aber er öffnet. Er liest und liest; und es lichtet sich, und jener heilige Schatten verkörpert sich auf's Neue.

Es ist nichts Geringeres als ein Brief, so zu sagen: vor den Pforten des Todes, der Ewigkeit geschrieben, und zwar — Göthe zu mahnen, ihm das Auge zu öffnen, ihn zu beschwören, sein bisher dem Eiteln gewidmetes Leben aufzugeben, und sich zu den Füßen, in die Wunden des Erlösers zu flüchten. Fürwahr ein schöner Brief, ein Brief in dem Sinne geistreich, schon aus himmlischem Aether gewoben, wie es jene feuchten Physiognomieen sind, welche wir in der Brüdergemeinde, unter den Pietisten so häufig bemerken, wie es jener Jung-Stilling'sche Teint ist, dessen weißes Inkarnat blaue Aederchen durchkreuzen, dessen verweintes Fleisch kaum mehr Materie zu nennen.

Ein solcher Brief mußte Göthe'n erschüttern, denn wer war Göthe! Nicht aber so, daß er auch nur einen Augenblick an seinem Reiseplan, an der Richtigkeit seines inneren Gnadenbriefes irre geworden wäre. — Nein, das Phänomen traf ihn nur deßhalb so schmerzhaft, weil es aus einem seltsamen Erschrecken vor Gott sich in nothwendigem Pceroß gebildet hatte, aus einem Erschrecken vor Gott, das in der Geschichte aller Bekehrungen eine so krank- und krampfhafte Rolle spielt.

Was Göthe antwortet? Lest es, und lest es wieder; es ist eine der größten, treffendsten, erhabensten Antworten, welche je ein Mensch gegeben. Wir bemerken nur dieses noch.

Das Gemüth, das bloße Gemüth stößt in Bezug auf Gott und die Natur auf denselben dunkeln Grund, welchen, wie wir oben schon erwähnten, dieselben Objekte für den Verstand haben. Die Vernunft aber, in der allein der Riß und das Verständniß, keineswegs aber die Ausführung und Erlösung der Welt zu finden ist, dringt auf Tilgung dieses dunkeln Grundes. Es ist die Tiefe und Kraft der Mystik, daß sie bis zu diesem Grunde hinzudringen vermag, während viele andere Richtungen keine Ahnung von dem haben, was noch ein solcher Grund seyn könnte. Aber es ist zugleich die Unselbstständigkeit und Ohnmacht der Mystik, daß sie diesen Grund nicht zu beleuchten, nicht wegzuschaffen vermag. Wir gedenken, uns an einem andern Orte darüber auszusprechen.

Jener dunkle Grund indessen gebiert allemal das Erschrecken, und das Erschrecken pflanzt sich eben so fort, wie der Muth, und das Erschrecken ist Schwäche und bewirkt Schwäche, und so entsteht bei minder gebildeten Individuen, als Gusichen, eine völlig grausame Bekehrungs-Wuth.

Wo nur überhaupt die Verklärung des Irdischen durch das Himmlische, des Menschlichen durch das Göttliche (Christus), welches allein verklären kann, da es allein das Licht ist, gewonnen worden, gleichviel, in welcher Form, da ist dasjenige, was die ewige, nothwendig aus sich herausgehende Substanz der Erlösung bildet, da ist die Erlösung als Person, welche dem Wesen, dem Geiste nach die Person des Einen Gottes selber ist. Und daran sollte man bei sich und bei Anderen genug haben, und nicht mehr rechten und richten in der Weise, wie sie sich der Pietismus so oft zu Schulden kommen läßt.

Was Göthe betrifft, so müssen wir demjenigen erst die eigene Erleuchtung und Verklärung wünschen, welcher zweifeln wollte, daß Göthe als Mensch des ewigen Lichtes inne geworden; des ewigen Lichtes, nicht bloß des Lichtes, aus dem er eine neue Farbentheorie entwickeln konnte. Göthe kannte ein anderes Licht als das ist, welches die Frommen par excellence unter den Scheffel ihres stolzen Bewußtseyns zu stellen pflegen, Göthe, der, wie er mit dem Aufgang, dem steigenden Lichte, seine Laufbahn begann, mit den Worten: „der Morgen kam, es scheuchten seine Tritte," mit der Sehnsucht nach einem neuen Aufgang', nach einem erhöheten Lichte endete, mit den Worten: „mehr Licht!"

Zweien Todten.

Windischmann und Gans.

1839.

Noch nichts über die prächtige Manhattanstadt*), über den Verfasser der Land- und Seebilder, über die Kunst, das Sprach-Allmächtige des wunderbaren Unbekannten, der uns der süßesten Umarmung Amphitritens, ihres zärtlichsten Liebesspiels inne werden, aber auch alle Schrecken miterleben läßt, welche die Geburtswehen begleiten, wenn das Weltmeer kreißt, wenn die Wehmutter vor Schmerz sich das nasse Wolken-Haar rauft, wenn sie in ihrem Bette sich wälzt, wenn es gilt: — Amerika zu gebären. Noch nichts über diesen ächten Bürger zweier Welten, der, bei aller Liebe zu seiner Heimath, ein so vollständiger Menschengeist ist, daß ihn keine Nationalität mehr zu begrenzen vermag, und der am Ende, nachdem er gerade und frei uns Deutschen herbe Wahrheiten gesagt, doch aus tiefster Sympathie einen unendlichen Zug zu uns fühlt, weil ihn nimmer die Thätigkeit des Erwerbs, sondern allein die Thätigkeit des Gedankens, welcher aller Dinge inne

*) Mit diesem Namen bezeichnet der Verfasser der Deutsch-Amerikanischen Wahlverwandschaften, des Legitimen, des Virey u. s. w. die Stadt New-York. Man vergleiche den Aufsatz in dieser Sammlung: Sealsfield, welcher Name jedoch erst in neuester Zeit bekannt geworden ist.

Spätere Anm. d. Verf.

zu werden strebt und auch inne werden wird, zu befriedigen im Stande ist.

So seh' auch ich mich unwillkürlich von den stolzen Gestaden New-Yorks plötzlich wieder nach Europa versetzt, wo jener seltsame Cultus begangen wird, dessen Heiligkeit nicht das Profane einer Michaelis- oder Oster-Bücher-Messe zu stören vermag — da ja auch die tiefsinnigsten kirchlichen Feste ihre Jahrmärkte mit sich führen — ein Cultus, der mich mit den bedeutsamsten, innerlichsten Banden an sich fesselt, weil ich auch darin eine Auslegung und Verherrlichung Gottes nur anderer Art erkenne, ich meine nichts anderes als: die Literatur.

Es mag wohl gerade nur in Deutschland vorkommen, daß so mancher, der in vielen Beziehungen einen isolirten Standpunkt einnimmt, doch wieder geistig sich an alle Interessen der Welt und ihres Fortschrittes festgesogen hat; daß ein Solcher, der eben vielleicht im Ringen begriffen ist nach künstlerischen Hervorbringungen, um auch sein Verstehen der Welt zu erkennen zu geben, dennoch schon in der Sprache das Instrument liebt und besitzt, durch welches allein er alle Schrecken des Todes und der Langenweile, des Ueberdrusses und irdischer Endlichkeit zu bannen vermag; so daß in ihm auch unwandelbar fest die Ueberzeugung steht, man dürfe nur in die Saiten der Sprache greifen, um ewiges Schaffen zu erfahren, und den Himmel auf die Erde zu ziehen.

Bei solcher Ueberzeugung aber lebt man nicht mehr bloß für die Lebenden, man lebt auch für die Todten. Man überwindet durch das Wort, welches man den Hingegangenen als Opfer weiht, das Schauerlich-Oede, das Kalt-Zufällige, was uns selber mit naß-kalter Todten-Hand berührt, wenn plötz-

lich so zu sagen: ein Geist verschwindet. — Wie Viele sterben, und wir können leider beim besten Willen wenigstens nicht entscheiden, in wie weit eine Persönlichkeit, in wie weit ein Geist in der umfassendsten Bedeutung in ihnen aus der endlichen Sphäre verschwunden ist. Und doch bedarf es auch nur wieder des einfachsten, des unbefangensten, natürlichen Sichgebens hienieden, um sich tief-innig, unvergeßlich den Mitlebenden einzuprägen; so daß, wenn das alles auch durch neue Eindrücke wieder in den Hintergrund gedrängt wird, es plötzlich bei der Botschaft des Todes aus der Vergangenheit vortritt, und eine Liebenswürdigkeit, ein Einziges in seiner Art zurückläßt, dem wir erschüttert eine Thräne weihen, welche nun vollends das Geschiedene unserem Bewußtseyn einätzt.

Windischmann in Bonn, Professor der Medicin und zugleich Philosoph, und Gans in Berlin, Professor der Rechte und ebenfalls Philosoph, sind gestorben. Es wird das gewiß auf Viele eine große Wirkung ausgeübt haben. Das Sterben nämlich hat das Eigene, daß, obwohl es hergebracht ist, obwohl wir bei aller Lebenskürze denn doch Zeit genug haben, uns daran zu gewöhnen, es sich doch nie in seiner Wirkung abnutzt, und nur den Stumpfsinn, der aber auch nicht weiß, was vorgegangen ist, stumpf läßt, während es die Wissenden zusehends verändert, und jenen erhabenen Ernst siegen macht, welcher endlich dennoch den Gott im Menschen zum Durchbruche bringt. — Gott erreicht durch den Tod des Einzelnen immer noch mehr als die Vollendung dieses Individuums. Er erreicht vielmehr die endliche Vollendung Aller, denn die Stumpfen zählen nicht mit.

Besonders giebt der Tod von Gans gewiß viel zu den-

ken. Windischmann und Gans harmonirten darin in ihrem äußeren Schicksal, daß beide jüdischer Abkunft waren; daß Windischmann wirklich der katholischen Kirche angehörte, über Gans aber oft die Sage ging, er sey eigentlich Katholik.

Windischmann, obwohl Katholik, hatte dennoch die gemischte Ehe zugelassen, und seinerseits sogar befördert, zwischen der altgläubigen Mystik und dem philosophischen Begriff. Windischmann hatte es in seiner Person darthun müssen, daß auch selbst der deutsche Katholicismus einzugehen habe auf die weltgeschichtliche Bewegung der Hegelschen Philosophie; Windischmann hatte den Aerzten einen geheimnißvoll genug geschliffenen Spiegel vorgehalten, und hatte ein in mancher Hinsicht sehr anzuerkennendes Priesterthum Aesculaps verkündigt. Aber Windischmann war leider, im eigentlichsten Sinne, unter die Hände des Fürsten Alexander von Hohenlohe gekommen, und eine solche Verirrung, auch wohl auf dergleichen sich basirende Behauptungen, hatten ihm einen Theil der deutschen Intelligenz wieder abwendig gemacht. Mystische Philosophen, wie Windischmann einer war, haben in der Regel den Mangel, daß sie den Gedanken nicht systematisch zu bewältigen wissen, daß er ihnen unter der Hand aphoristisch zerbröckelt. Man erzählt von dem Fürsten Alexander von Hohenlohe unter andern auch das Wunder, er habe einen Knaben, der einen harten Thaler verschluckt, durch Handauflegung vermocht, solches Stück augenblicklich zu wechseln, und in einer Menge kleiner Scheidemünze wieder von sich zu geben. Aehnliches nun ist unserm Windischmann passirt. Er hat allerdings die harte Substanz des Hegelschen Gedankens in sich aufgenommen. Seitdem aber obiger Fürst die wunderthätige Hand ihm aufgelegt, hat er

die harte philosophische Substanz in vielen einzelnen, seine Schriften durchschwärmenden philosophischen Atomen wieder zurückgegeben. Abgesehen jedoch von solcher Unverdaulichkeit und solchem mystisch-begrifflichen Durcheinander ist Windischmann ein tiefer, zum Denken stets angeregter, mit einem umfangreichen Wissen versorgter Mann gewesen, dessen Andenken daher auch bleiben wird. Besonders das katholische Deutschland wird ihn feiern, und sein, mit so anziehenden Lichtern versehenes Werk: die Philosophie im Fortgange der Weltgeschichte wird, wenn dessen großartige Perspektive nicht kleinlich abgekürzt werden sollte, vielleicht das Schicksal haben, von irgend einem Mönch oder Weltpriester, wie Stolbergs Religionsgeschichte, fortgesetzt zu werden.

Aber — Gans ist todt! — Gans, eine Notabilität der Hegelschen Schule und der Salons, Gans, Mitherausgeber der Werke Hegels und Mitglied der Societät der Berliner Jahrbücher, Gans, der galante Bewunderer und beredte Vertheidiger der Mademoiselle Sonntag, Monsieur Gans in Paris und Master Gans in London und Signore Gans in Rom und Neapel. Gans ist todt, den man immer als eine würdige, splendide Empfehlung deutscher Wissenschaft und allmählich angeeigneter, feiner Weltsitte an Paris empfehlen konnte; Gans, der immer genannt werden mußte, wenn davon die Rede war, wer denn nun, da Schleiermacher gestorben sey, ein freies Wort in Berlin öffentlich wagen, den Liberalismus zu vertheidigen tollkühn genug seyn könne; Gans, der in jener Stadt noch allein Veranlassung geben mochte, den Literaten im Amte zu controliren; Gans, der dreist irgend ein ungeheures, alle Welt-Fragen in einem Licht-Strahlen-Bündel darreichendes Collegium

Vermittelung durch die Hegelsche Idee einzulassen, und endlich doch noch ein buchstaben-gläubiger Pietist zu werden.

Es lebe Gans unter den Lebenden fort, und selbst sein großer Gegner, Savigny, stimme damit ein! — Unsre Zeit hat in Gans einen ihrer rüstigsten, unerschrockensten Kämpfer und Vorkämpfer verloren. Wie mag Hotho, der feinfühlende, der durch seinen Schönheitssinn für den Schmerz doppelt empfänglich Gewordene, mitgetroffen seyn durch einen Schlag, der ihm solch' einen Freund entrissen! Ueber dem heitern Italien, welches sie zusammen bereist haben, wird lange ein schweres Gewölk stehen. Aber — das Gewölk wird niederthauen, und der neu verklärte Himmel dem Freunde auch den Freund verklärt zeigen.

Es lebe Gans, und entzünde in uns ein noch regeres Feuer geistigen Wirkens bis zum Tode! Der alte Hegel wird als Monas ihn unaussprechlich begrüßt haben, und nichts mehr davon wissen, daß es noch problematisch ist, ob er an einem Eierkuchen gestorben, oder an einem heftigen Aerger über Gans!

Joh. Friedr. Herbart.

1841.

Im Volke lebt bekanntlich der tiefsinnige Aberglaube, daß, sobald ein geliebter, ein bedeutender Mensch die Erde verläßt, sein Tod den näher Betheiligten augenblicklich durch irgend ein äußeres Zeichen sich zu erkennen gebe. Das Tiefe darin ist die Anerkennung des Vibrirenden, welches im Tode liegt, des plötzlich sich Mittheilenden, des Gemeinsamen. Das Volk fühlt dunkel eben so wohl, wie der Philosoph es weiß, wenigstens es wissen sollte, daß der Tod nicht bloß ein einzelner Akt, den jetzt dieser, jetzt jener erfährt, vielmehr ein Ereigniß ist, welches als Sterben in jedem Momente zu setzen, in dem Sinne aber eben ein gemeinsames ist. — Wir nun können uns zwar nicht rühmen, den Tod jenes großen Mannes ebenfalls durch irgend eine simultane Schwingung empfunden zu haben, noch dergleichen auch nur für möglich zu halten, wohl aber glauben wir in solchem Fall an das schnellste Nachschwingen der Verehrung, der Liebe, sobald die Nachricht angekommen, und glauben in unserm Fall um so mehr daran für Viele, als Herbart so lang hier in Königsberg gelebt und unaufhaltsam gewirkt. Königsberg vor allem ist daher auch berufen, das Fest jenes Todten, und noch dazu eines solchen Todten, durch den Gedanken zu begehen! —

Wir achteten es unsrerseits für ein besonderes Glück, unmittelbar nach dem Erleben jener Blüthenperiode der Hegelschen Philosophie in Berlin nach Königsberg zu kommen, um schnell hinter einander die verschiedenen Sphären zweier der größten Denker näher kennen zu lernen. Es war uns noch immer zu Muthe im Andenken an Hegel, an seinen Vortrag, an seine großartige Methode, als wären wir von einer unendlichen Meerfahrt, von einer Reise um die Welt zurückgekehrt. Noch wogten alle die zahllosen Eindrücke bunt vor unsern Sinnen, welche wir vor und in den Vorlesungen Hegels empfangen hätten. Die geräuschvollen Linden, die früh schon angezündeten Gas-Lichter vor dem Palais des Königs, das geräumige Zeughaus, die Hauptwache mit ihrer langen Gewehrreihe und den weißen Statuen Rauchs, die Universität selbst, vor deren stattlicher Fronte sich schon Gruppen gebildet hatten, welche Medicin und Philologie, welche aber vor allem Theologie und Philosophie in der Sprache Hegelscher Dialektik verhandelten. Nun der ungeheure Hörsaal selbst. Viele hunderte von Zuhörern. Immer neue erschienen. Man wußte nicht, wo sie noch blieben, da kein Platz mehr zu sehen war. Hegel trat ein, in schlichtester Kleidung, zusammengebückt, in sich vertieft, kaum zu erkennen gebend, daß hier so viele Menschen vorhanden seyen. Einen großen Aktenstoß breitete er vor sich aus. Die große, silberne Dose wurde daneben gestellt. Er blätterte und blätterte und hustete und hustete, er sprach und sprach. Er wiederholte sich und orientirte sich, alles wie für sich selbst, und an denselben, stets wiederkehrenden Worte. Plötzlich aber hob sich, mit Einer Wendung, mit Einem Ausdrucke des Mannes, ein ganz neuer Horizont hervor, den er nun in ähnlichen

Wiederholungen ausarbeitete, bevölkerte. Ein neuer Gesichtskreis erschien auf den Zauber einer neuen Redewendung und so fort, in's Unendliche fort. —*)

Wie ganz anders wurden wir bei Herbart in Königsberg eingeführt! Schon das Ensemble der Stadt, der Straße, des Hauses, des Hörsaals, wie ein ganz Verschiedenes, Unscheinbares! Nichts von all' jener bunten Oeffentlichkeit, von jenem kolossalen Genre! Man ging im Winter gegen Abend schon eine Stunde früher zu den Vorlesungen als in Berlin; im Sommer schon Morgens in der achten Stunde. Eine lange, schnurgerade, ziemlich schweigsame Straße hinauf, die sogenannte Königsstraße. Hier waren in früherer Zeit, und sind zum Theil noch, die meisten Wohnungen der Aristokraten. Herbart konnte nicht passender wohnen. Man suchte aber eigentlich umsonst, trotz der Lokale der Großen, große Häuser. Endlich fand man wieder mal eins. Hier wohnte Herbart. Es war noch dazu sein eigener Besitz. Dadurch schon, daß Herbart in seiner Wohnung, und noch dazu in seinem eigenen Hause las, empfing man von vorn herein das Gefühl des Privaten, wenn auch eines glänzenden, eines vornehmen Privaten. Seltsam passirte man nicht durch die Hauptthür, sondern seitwärts, durch den Eingang einer Wagenremise, eine Treppe hoch, in das Auditorium. Hundert etwa von Zuhörern fanden sich vor, die sich aber nach einigen Wochen regelmäßig auf die Hälfte reducirten, wo denn auch allemal die Scenenverwandlung eintrat, daß der ziemlich geräumige Hörsaal durch eine

*) M. vergl. über Hegel meine Vorlesungen über die moderne Literatur der Deutschen. Danzig. Verlag von Fr. Sam. Gerhard. 1842. S. 22—57.

Zwischenwand in ein mäßiges Zimmer verändert wurde, so daß man nun vertrauter zusammenrücken konnte. Man sah hier, wie bei Schelling und Hegel, auch ältere Leute unter den Harrenden, deren scharfe Gesichtszüge, deren in sich gekehrtes Nachsinnen, mehr als bloß empfangendes Denken verriethen. —

Die Spannung, welche ein geistig interessirter Mensch vor dem Erscheinen einer Notabilität, die er noch nie gesehen hat, erfährt, ist gewiß eine der süßesten, mächtigsten, die man nur überhaupt erfahren kann. Die Phantasie ist geschäftig, tausend Bilder dem Gespannten vorzuexperimentiren, welche alle das Aeußere des Erwarteten treffen sollen, und die sie doch immer wieder neckisch zu Schanden macht. Man konnte bei Herbart allerdings bis zur stärksten Ungeduld gespannt werden, denn man hatte bereits eine Zeit lang gewartet, die Thür öffnete sich, und herein trat erst der Bediente, um zwei Lichter aufzustellen, auf einem Pulpete, welches als Aufsatz auf einem einfachen Tische sich befand. Der Eingetretene entfernte sich, und wieder eine ziemliche Zwischenzeit. — Endlich — öffnet Jemand hastig die Thür. Es ist Herbart. Er eilt, links und rechts auf's Huldvollste, und doch sehr gemessen grüßend, zum Katheder. Bei Gott, dieser Mann mußte fesseln, schon bevor er ein Wort gesprochen hatte! — —

Eine Gestalt von mittler Größe, gedrungenen, festen Baues, in einer Haltung, die stolz, edel, menschenfreundlich, aber mehr als gerade zu nennen, da der schöne Kopf, stattlich nach hinten gebogen, ein starkes Embonpoint um so bemerkbarer macht. Die Kleidung, äußerst sorgfältig angelegt, ist geschmackvoll, aber auch gewählt bis zur höchsten Eleganz. Ein in's angenehmste

Hellblau spielender Frack mit schwarzem Sammetkragen, mit gelben Knöpfen, die man für goldene halten kann. Eine Weste, wie sie nur eben der Tagesbefehl feinster Welt als die moderne vorgezeichnet hat. Wie sauber ist diese Wäsche, wie zierlich gefaltet! Wie genau angepaßt diese hohe, schwarze Cravatte, aus der die wohlgeformtesten Böffchen weltmännisch-schlau hervorsehen, von denen jedoch das eine fast immer umgeschlagen ist, das andere dagegen aufrecht steht! Auf dem Kopfe offenbar eine Haartour, nach Einer Seite hin gescheitelt, glatt, schwarz, die reinste, weißeste, gewölbteste Stirn abhebend. Welche Augen aber vollends, und welches weise, attische Lächeln, um die Winkel des Mundes! Nie hat ein Dichter feurigere, grundlos tiefere Augen gehabt, als diese, und nie konnten Züge des Gesichts herablassender, heiterer sprechen, höchsten Adel und Abstand der Bildung und Natur weniger drückend machen, als hier! —

Ganz dieser angenehmen, so bedeutenden Erscheinung der Figur entsprach bei Herbart der Wohlton, der Ausdruck der Stimme. Sie hatte allerdings durch den Mangel der Zähne schon manches eingebüßt, aber noch immer war ihr Klang gediegen und kraftvoll, und wurde mit einer Oekonomie, mit einer Gewandtheit verwaltet und durchgeführt, wie solches nur bei den größten Rednern gefunden werden mag. Herbart besaß im eigentlichsten Sinne die Kunst des Vortrags. Frei von jedem Concept, klar und anmuthig in der Entwickelung der schwierigsten Probleme, fehlte ihm nie der Ausdruck, sprach er nie gesucht, aber auch nie gewöhnlich, und wußte er durch die ihm eigenthümliche Eleganz des Satzbaues, durch die ganz wunderbar herausgeschnellte Bindung und Auflösung der

Wörter, durch Dämpfung und Hervorstoß, durch Pause und Fortleitung des Ausdrucks in die aufgeregteste Erwartung zu versetzen. Ja, was uns bei Herbart vor Allem stets ein Gegenstand der Bewunderung geblieben, war, daß er durch das fortwährende Aneinanderreihen kurzer Sätze, ohne je eine Periode zu construiren, dennoch jeden Eindruck des Unorganischen der Struktur zu vermeiden wußte.

Wie Herbart außer der Philosophie unter den Wissenschaften besonders der Mathematik, und unter den Künsten besonders der Musik zugethan war, und, neben seinen produktiven Forschungen, in beiden sich ebenfall's zu fördern suchte; so gingen unverkennbar Mathematik und Musik auch auf den Charakter seines Philosophirens über, ja auf die Art, wie er zu deduciren, besonders aber, wie er zu sprechen pflegte. Herbart wußte, während er vortrug, ohne Kreide, bloß mit seinen klangvoll leuchtenden Worten, gleichsam mit seinem A B C der Anschauung, die verwickeltsten, geometrischen Figuren in die Luft zu zeichnen, und den Zuhörer durch solche Construktion vortrefflich zur Einsicht in die nachfolgenden Beweise zu leiten. Herbart steigerte solche Klarheit und Objektivirung noch, indem er die metaphysischen Begriffe, besonders aber die einzelnen psychologischen Vorstellungen, mit ihrem Druck und Gegendruck, mit ihrer Hemmung und Beschleunigung, wie Tonreihen behandelte, die, in ihren genau zu berechnenden Verhältnissen, den Gesetzen der Mathematik folgen, und auf solche überhaupt durch gründlichen Calkül zurückzuführen sehen.

Besonders da, wo Herbart in seinem Vortrage s y n t h e t i s c h verfuhr, wußte er in solcher Lebendigkeit zu sprechen, daß er mittelst des Generalbasses seiner Philosophie alle mathematisch-

psychologischen Wahrheiten veranschaulichte, so daß sie wie Chladnische Klangfiguren fast dem Auge erschienen. Wogegen er sich, sobald er ins Analytische, in die Berechnung und Unterscheidung des unendlich Kleinen überging, vielmehr in den Anatomen verwandelte, der mit dem Messer so glückliche Schnitte machte, daß er das Uebersinnliche selbst dem Zuschauer in den saubersten, niedlichsten Präparaten vorzulegen verstand. — Dennoch verließ Herbart auch im Vortrage seiner Philosophie nie auf die Länge das Gebiet des Abstrakten, obwohl er fortwährend und sehr glücklich auf die Wirklichkeit hinwies; ja den Zuhörer in der Schärfe des Abstrahirens zu üben, war eine Hauptabsicht jenes Philosophen, wie Hegel im Gegentheil aus aller Transscendenz seiner Spekulation immer wieder das Conkrete als Wirklichkeit der Vernunft hervorhob, und daher es auch im Wesentlichen in seinem Philosophiren immer nur mit dem Begriffe eines Conkreten zu thun hatte. So war denn auch Herbarts höchste Leistung im Vortrage musikalisch, Hegel's dagegen, trotz aller Brütung, Zerstückelung, Umhertastung, plastisch. Wir müssen aber gleich hier bemerken, daß gerade in jener Herbartschen Genialität, zu abstrahiren und abstrahiren zu lehren, noch eine große Zukunft seiner Philosophie mittelbar sich verbürgt, denn man wird im Fortschritte des Philosophirens nächstens wieder auf einen Standpunkt gelangen, wo das Herbartische System ganz unausweichbar ist.

Herbart beobachtete ferner die Eigenthümlichkeit in seinem Kathedervortrage, daß er die ganze geschichtliche Entwickelung neuerer Systeme meistens zur Seite seines Weges liegen ließ. So daß es eben einer so überreichen, philosophischen Selbst-

ständigkeit bedurfte, um mit der Geschichte seines eigenen Denkens vor den Zuhörern stets auszukommen. Es hing dieses bei Herbart mit dem Bewußtseyn auf's Genaueste zusammen, welches er über sich selber hatte und haben mußte. Aber es bewahrte dieses Bewußtseyn auch stets in ihm all den Adel der Gesinnung, welcher es unter seiner Würde hielt, in dem ewigen Scharmützeln gegen andere, in dem stets polemisirenden Widerlegen fremder Standpunkte, die eigenen Schöpfungen schuldig zu bleiben, oder doch zu unterbrechen. Die eigentliche Kritik, immer aber vergleichsweise nur selten hervortretend, die streng verfahrende Polemik, bewahrte sich Herbart für Vorreden und Reden auf, deren er hier einige gehalten hat, oder für ganz besondere Aufsätze. Am meisten noch tritt die kritisch-polemische Tendenz, so viel wir uns erinnern, im ersten Theile seiner Metaphysik und in seiner Encyklopädie hervor, z. B. gegen Hegel.

Uns selbst hat Herbart, obwohl stets im höchsten Grade interessant, am meisten befriedigt, da, wo er seinen Scharfsinn, seine Zergliederung in kleineren Problemen walten ließ, und dann da, wo er, mitten in der selbstlosesten Vertiefung in das etwaige Wesen der Dinge, immer doch noch Mensch genug blieb, um jene unaustilgbare Pietät vor dem Unendlichen nicht zu verhehlen, die jetzt fast außer Curs zu kommen scheint. Nebstdem aber, daß Herbart in jedem dieser Fälle eine Ausdauer und Originalität des Abstrahirens bewies, wie wir sie in dieser Weise noch nie erfahren haben, zeigte er sich in der Art, wie er das alles sprachlich behandelte, höchst liebenswürdig, ja unerklärlich. Hier wurden wir bei Herbart in der Einleitung in die Philosophie, wo er mit

fast magischen Illusionen die nicht zu bezweifelnden Widersprüche in den Dingen nachwies, allerdings oft an den berühmten Bosko erinnert. Herbart stand alsdann vor uns, als hätte er nun wirklich die Schlüssel zum großen Zauberreiche der Welt gefunden. Auch waren seine Worte, die schnell wie Blitze auf- und niederfuhren, in der That jene Schlüssel. Herbart wußte dann, nicht zum Behufe des Wunderbaren, sondern zum Behufe der Entwunderung, als letzten Resultates, die dringende Nothwendigkeit der Philosophie, die Verpflichtung in's Gewissen zu ätzen: die Widersprüche zu tilgen. Und wenn nun Herbart, wie gesagt, mitten aus der denkenden Versenkung in's Metaphysische immer noch den Menschen in sich nicht zu gering achtete, oder wenn er vielmehr zum Gotte der Welt, zum Realen des Realen, immer noch hinauf sah, und nicht diesen Gott bloß wie seines Gleichen oder gar wie sich selbst, weil er Eines von Beiden nur sey, behandelte; so waren Herbart's Worte dennoch nie weinerlich fromm, nie erbaulich oder gar pietistisch, nie theologisch, nie sentimental, aber sie waren die Worte eines weisen, eines ernsten, bescheidenen Mannes, dessen Weisheit und System an der Weisheit und den Systemen noch anderer Welten seine Schranken hatte.

Es wäre nun weiter zu gedenken, wie jener ausgezeichnete Philosoph sich in ausgedehnteren Kreisen des Lebens gezeigt. Herbart soll bei seinem ersten Auftreten hier in Königsberg noch manches von der Sitte des früheren Universitätsbürgers an sich gehabt haben. Man konnte solch' jugendliche Energie und Freiheit der Bewegung an dem Schüler Fichte's nur natürlich und lobenswerth finden. Der nachmals so elegante Herbart soll damals eine so unmäßige Verlängerung der Stie-

fein geliebt haben, wie man sie auf gut studentisch Kanonen zu nennen pflegt, ja einige behaupten sogar, daß es kein Stöckchen gewesen sey, was er regelmäßig mit auf den Katheder gebracht habe, sondern, aufrichtig gesprochen, eine Reitgerte. Wir haben nie daran Anstoß nehmen können, um so weniger, als sich auch hier, wie so oft, die jugendliche Raupe des burschikosen Sinnes nicht bloß in den eleganten Schmelz des Schmetterlings, sondern auch in den freien, arbeitsamen Flug desselben heiter entpuppte. Auch kann jene Periode nicht mehr lange gedauert haben. Herbart wurde zu sehr und zu anhaltend schon von dem Reize des Denkens gefesselt. Er liebte über alles die Vertiefung, wie denn dieses Wort auch einer seiner Lieblingsausdrücke war. Der Ernst des Gedankens und die Schönheit der Idee führten ihn mit Nothwendigkeit in einen neuen Zeitabschnitt.

Herbart lebte im Allgemeinen sehr zurückgezogen, indem er es auch seiner ganzen Individualität nach nicht anders konnte, und dann auch der ungeheuern Arbeit halber, die er sich als die Erfüllung seiner Sendung aufgegeben hatte. Herbart war in seinem Leben, wie man es nur seyn kann, ganz und gar mit seinem Systeme Eins: Er lebte höchst geordnet, höchst maßvoll, immer dem Würdigsten zugewendet, kurz: er lebte nach seinem System. Er lebte also schon deshalb, wie leider sehr wenige Menschen leben, weil er eben nach der Idee lebte. — In dem Speciellern des Tageslaufes zeigte sich wieder der Charakterzug des Mathematischen, da Herbart sein Leben sogar nach der Zahl geregelt hatte, bis zur strengsten, gewissenhaftesten Pünktlichkeit nach der Zahl, denn er lebte nach der Minute, nach der Uhr. — Da sein Ar-

beitszimmer gelangte selten Jemand. Man kam meistens nur in einen größeren Vorsaal, der sehr geschmackvoll mit Büsten, mit Statuen geziert war. Gewiß war Herbarts Leben, wie es sich von dem Heiligthume seines stillen Museums aus in's Weitere erstreckte, überall streng bestimmt von seinen Maximen des Religiösen, des Aesthetischen, des Sittlichen. In der Sitte liebte Herbart die Form, die Eleganz; in der Aesthetik ließ er gewiß nur äußerst Weniges gelten, Göthe vor Allem; in der Religion war ihm die Pietät des gedankenvollen Hinaufschauens zu einem Unfaßbaren das unbezweifelt Gewisse; in der Politik jede Debatte, die von seinen Principien, von seinen fünf praktischen Ideen auch nur einen Augenblick abwich, ein Gräuel, eine Barbarei; in der Pädagogik übte er die geistreichste Sauberkeit als Theoretiker bei der Anfassung des Auszuübenden, bis auf jene Originalität, das Griechische gleich mit Lesung der Odyssee zu beginnen. Herbart hatte im Pädagogischen manche Verwandtschaft mit Schleiermacher und Jean Paul, entfernt vielleicht auch mit dem geistreichen Johann, Michael Sailer. Wie man aber Herbarten überhaupt den Vorwurf gemacht hat, daß er unpraktisch gewesen sey, so sagte man auch, daß er sich als praktischer Pädagog in dem Seminar, welches er in seinem Hause hatte, manches habe entgehen lassen. Der Mangel an Disciplin sey hier so weit gegangen, daß die Pensionaire ihre Turnübungen auf Tischen und Bänken gehalten. Es erscheint dieß um so komischer, als doch das Turnen damals streng verboten war, und auch Herbart selbst einmal dagegen geschrieben hat. Wir können über die Wahrheit oder Unwahrheit obiger Beschuldigung nichts Bestimmteres ausmachen.

Höchst komisch auch muß das Zusammentreffen und zuletzt Zusammengerathen zwischen Herbart und Hegel in Berlin gewesen seyn. Herbart, der vornehme, der ästhetische, der elegante, der auf alles, namentlich auf das feinste Dekorum überall reflektirende. Hegel der harmlose, der in sich gekehrte, der schlichte, der sich selbst und seine Umgebung stets im Weltgeiste verschwinden sah. Hegel besucht Herbart, als dieser gerade im Hôtel an der Table d'hôte dinirt. Herbart erhebt sich, um sein ästhetisches Interesse an der Schicklichkeit, an der Form, nach allen Regeln feinster Etiquette zu befriedigen, wie er so eben im Begriffe gewesen war, seinen Appetit zu befriedigen. Hegel will dergleichen als ein Aeußerliches, als ein Tädiöses nicht respektiren, er will jenem Bemühen Herbart's durchaus wehren, Herbart solle fortessen. Herbart kann sich das weder als Philosoph, noch als Aesthetiker, noch als Gesellschafter gefallen lassen. Herbart sträubt sich, was er kann. Hegel erklärt, daß Hegel, wenn Herbart nicht fortessen wolle, sogleich gehen werde. Herbart ißt nicht fort und Hegel geht. —

Herbart pflegte wohl in den Sommerferien, zur Zeit der Saison, einige Badeorte an der Ostsee zu besuchen; zumal Kranz, wo immer viel Conversation angetroffen wird. Hier entzückte Herbart Abends manchmal die Gesellschaft im Salon durch sein geniales Phantasiren auf dem Forteplano, wo man dann den Meister des sprachlichen, philosophischen Vortrags, nun, sich selbst übersetzend, in wundersamen Gängen Philosophie spielen hören konnte.

Ein ander Mal hatten wir das Glück, an eben jenem Orte, an der Table d'hôte zu essen, als gerade Herbart eben-

falls bei Tische saß. Herbart war auch hier der feinste und beredteste, der gewandteste und aufmerksamste Gesellschafter. Herbart wollte auf jede Weise einen Gegenstand von allgemeinem Interesse auf's Tapet bringen. Es sollte ihm schwerer gelingen, als auf dem Clavier. Er tastete und tastete, er präludirte und präludirte. Jetzt machte er den äußerst geistreichen, den paradoxen Vertheidiger der damals vielbesprochenen, mit Recht so verachteten Biographie Napoleon's von Walter Scott. Umsonst. Endlich wurde Herbart etwas spät gewahr, daß die Gesellschaft fast nur aus Handelsleuten in sehr beschränktem Sinne bestand. Augenblicklich bestieg auch er das Marktschiff der Conversation, sprach von den Preisen des Weizens, des Korns, von dem Steigen und dem Sinken der Papiere, und schiffte nun mit vollen Segeln und mit vielen Passagieren. — Nach Tische sah man Herbart gewöhnlich, eine Cigarre rauchend, überaus schnell, wie immer, in tiefen Gedanken auf und ab promeniren.

Herbart liebte die selbstgeschaffene Maxime und lebte, wie schon bemerkt worden, unwandelbar nach ihr bis auf die ebenfalls bereits erwähnte Pünktlichkeit. Herbart hatte auch darin einen tiefen Blick gethan. Er wußte, daß so das Recht am ersten dem Menschen organisch wird. So nannte er charakteristisch den Charakter: „das Gedächtniß der Willenskraft.“ Selbst Herbart's Gang, selbst seine edle, übergerade Haltung waren Natur gewordene Maximen. Er ging so, um die Brust zu conserviren. Herbart ist überhaupt ein ächt nordischer Philosoph. Auch weist er in seiner Eigenthümlichkeit auf England, und auf die Philosophen dieses Landes, in so mancher Beziehung hin. Daher kam er auch aus Göttingen nach Königsberg, und ging wieder nach Göt-

tingen. Herbart war einer der gebildetsten, geistüberlegensten Aristokraten seiner ganzen Gesinnung und Weltauffassung nach. Wir meinen natürlich: ein literarischer Aristokrat. Es sind das Individualitäten, wie sie jetzt selten werden, und zunächst vielleicht aussterben, weil wir — Gott sey Dank — in die schöne Periode europäischer Völkermündigkeit hinüberrücken. Man muß aber dennoch jenes Aristokratismus halber nicht gleich demokratisch-barsch und roh sich geberden, wie leider gegenwärtig so Viele thun, und muß auch solchen Naturen, wie die Herbartische, die schuldige Ehre heiter widerfahren lassen. Es ist ein gemeines, ganz niedriges Eifern, daß alle Menschen so seyn sollen, wie Hinz und Kunz, wie die Eiferer selbst sind. Herbart war nun einmal so, wie er war, und er war trotz seiner Vornehmheit und Isolirtheit ein göttlicher Mensch. Als jener Aristokrat und als Verfasser seiner praktischen Philosophie konnte Herbart nicht als der Achte zu den Göttinger Sieben gehören. Er, der philosophisch Isolirte, mußte auch hier sich isoliren. Er wollte damit aber nicht Gegen-Partei machen, er wollte nur seiner Natur und bisherigen Ansicht treu, er selbst bleiben. So geartete Menschen, so gebildete dazu, sind dennoch im höchsten Grade freisinnig, nur sind sie es in ihrem Sinne. Sie sind wählerisch, sie sind schwer von Entschluß, und stehen nie zum Befehle dem Dienste des Augenblicks. Sonst hätten auch wir allerdings Herbarten mehr Aufmerksamkeit für die deutsche Oeffentlichkeit gewünscht. Seine politisch-nationale Seite war seine Schatten-Seite. Wo es darauf ankam, als Einzelner seine höchste Ehre darin zu finden, im stimmenden Volksgeiste mitzuzählen, da weilte Herbart, abgewendet wie Göthe, in seinem stillen Museum —

Wir erlauben uns noch zum Schlusse eine etwas allgemeinere Vergegenwärtigung des großen Denkers.

Wie wir es in unserer Weltbetrachtung am liebsten mit keiner Partei ausschließlich zu thun haben, so halten wir es auch mit keinem Systeme, als solchem, obwohl wir auch wieder eben so sehr jedes charakterlose Juste-Milieu verschmähen, wie wir jeden zusammengeschweißten Eklekticismus verachten. Wenngleich wir nun an einem anderen Orte *) bereits behauptet haben, der Grundcharakter des Herbartschen Systems sey Isolirtheit, wie dieses denn fortwährend unsre Ueberzeugung ist: so wird dennoch, nach dem Gesetze, welches in der Geschichte der Philosophie sich von selbst vollbringt, auch die Herbartsche Philosophie, sogar wider ihren Willen, von anderen Systemen in den großen, organischen Proceß aller Systeme hineingerissen werden. Belege hiezu finden sich bereits jetzt in einigen Schriften, unter andern in der, in mancher Hinsicht doch sehr beachtungswerthen von Weber: über den absoluten Standpunkt, — so wie in der Metaphysik von Lotze.

Wir gestehen, daß wir gerade gegenwärtig den Hingang Herbarts doppelt schmerzlich empfinden — eines Mannes, der in seiner züchtigen, keuschen Weise, schon mit der Sprache umzugehen, gewiß vor Allem die Vernunft überall in Ehren zu halten gemeint war — da eine gewisse Richtung der modernen Philosophie, wie äußerst verdienstvoll auch in einigen ihrer Vertreter, dennoch die Verneinung und Ver-

*) Man vergleiche die Schrift: Königsberg in Preußen und die Extreme des dortigen Pietismus. Braunsberg. Verlag von Otto Model 1840. Seite 38. u. f.

nichtung bis zum Aeußersten zu treiben wagt, als hätte die Intelligenz, die Vernunft, nicht selbst ihr Positives aufzuweisen. Herbart in seiner stolzen, absoluten Isolirung ist uns hier viel genügender, als jenes einseitige, und noch dazu irrationale Ueberspringen jeder Schranke und Form. Herbart ist sich in seiner Stellung stets gleich geblieben. Wenn er auch die Theologen, da sie es nun einmal so haben wollten, in ihrer Art gewähren ließ, und sich auch der Geneigten oft zu sehr, trotz alles Ueberspannten, was manche pietistisch mitbrachten, erfreute; so hat er selbst sich doch nie als Philosoph herabgelassen, bei der Theologie irgendwie in Dienst zu treten; sondern er selbst stand unerbittlich da, derselbe und immer derselbe, keine Notiz je nehmend von dem, was die Theologen bewiesen haben wollten, was nicht. Dieß schon ist eine außerordentliche Größe des Mannes. — Wie wir uns aber nie erinnern, daß Herbart je auch nur das geringste Zugeständniß der crassen Orthodoxie gemacht hätte, so wußte er sich auch überhaupt, — was gegenwärtig in Betracht zu ziehen, besonders heilsam seyn möchte, — stets frei zu erhalten von der Akkomodation an jede andere Wissenschaft, frei von jeder anderen Philosophie, frei von jedem andern Schriftsteller, frei von jeder absoluten Verneinung, frei endlich von jeder Vermischung der Principien und jeder unbestimmten Verallgemeinerung. Herbart hatte die empfindlichste Scheu, schon aus ästhetischer Gewissenhaftigkeit, gegen jede Verunreinigung der Begriffe, gegen jedes, jetzt so beliebte Verblasen des Welt-Alls in die so uneigennützig scheinende Erhabenheit der bloßen Substanz oder des sogenannten absoluten Geistes. Weßhalb er denn auch einen solchen horror vor dem Pantheismus verrieth.

Daher aber mußte auch Herbart auf seinem Standpunkte zu der Polemik gelangen, in der er für sich Recht hatte, an sich jedoch Unrecht, daß er nämlich die spekulativ-dialektische Zersetzung des Bösen bei Daub, im Judas Ischarioth, eben so mit chemischer Analyse, in seinen Gesprächen über das Böse, perhorrescirte, als er die allerdings grandiose, aber auch unhaltbare Versenkung des Universums in die bloße Substanz bei Spinoza überall aufs Feindseligste verfolgte. Bedingt wird, wie oben schon angedeutet worden, Herbart noch zu großer Anerkennung kommen, unbedingt hat er offenbar Unrecht.

Dennoch sind gewisse Consequenzen aus Spinoza gezogen, so wie die unselige Anbequemung der Philosophen an die Theologie, allerdings Schuld an allem Radikalismus jener spekulativ-modernen Tendenzen. Hegel, der solches Verfahren dieser Richtung, wenn er auflebte, niederschmettern würde, sah gewiß schon zuweilen dergleichen Heil bringendes Unheil voraus. Es lag sogar in Schleiermacher, dem sonst so herrlichen, bereits gegeben. Daher auch richtig jetzt diese kostbaren Folgerungen für Gott, für Unsterblichkeit eintreffen. Aber — einige dieser Modernen übersehen, daß kein Denker auf die bloße Vorstellung der Dauer ein besonderes Gewicht legen wird, Gewicht legen kann, daß aber die Wissenschaft vom Absoluten, als Idee, in der That schon das Wissen des Absoluten, als Subjektes, selbst ist, und daß Ich, nicht dieses oder jenes Individuums, sondern Ich des Universums, in jenem Wissen ewig erhalten ist, als das Ich schlechthin, welches aber dann auch Ich ist zugleich von Jenem und Ich von diesem, und daß so allerdings Gott und Unsterblichkeit auf's Bestimmteste wieder herauskom-

men, aber ganz anders herauskommen, wie bei Schleiermacher und bei jenen Modernen.

Ungeachtet nun Herbart all' dergleichen ganz anders faßt, so ist zunächst eine Annäherung an Hegel, und umgekehrt, doch gar nicht so unmöglich wie Beider Schulen wohl öfter gemeint haben. Herbart's viele reale Wesen sind doch zuletzt immer nur das Eine Reale und solches: die Eine, aber die manifestirte Substanz. Uebrigens aber bildet Herbart in seinem Philosophiren den diametralen Gegensatz zu denjenigen Modernen, welche das All, sowohl in der Subjektivität seines Wissens von sich, als auch in dem Hinausgehen über alles bloß Subjektive, zum absoluten Geist, aber als bloßem Gattungsbegriff, verflüchtigen. Schon in so fern muß uns Herbart's System sehr willkommen seyn. Herbart hält sich mit außerordentlicher Kühnheit auf dem Standpunkte der alleräußersten Transscendenz. Jene Modernen auf dem der alleräußersten Immanenz. Beide sind auf die Länge für das strenge Denken unhaltbar, und die Philosophie wird in ihrer nächsten Evolution, vielleicht durch Schelling zu vollbringen, auseinanderlegen, wie der Weltgeist sowohl den bloßen Proceß der Natur, als die Unruhe der Geschichte in sich selbst, als dem einzig Realen oder absolut Präsenten, aufzehrt, und unvergänglich als gewußtes Universum darstellt. Gerade aber, wie gesagt, jener modernen Annullirung gegenüber ist Herbart's Stellung zunächst von höchster Wichtigkeit. Herbart hat in seinem realen Wesen für das Universum einen so bestimmten und doch unendlichen Plan abgesteckt, daß er damit auch Gott als reales Wesen immerdar behält, und, weil jedes reale Wesen sich als das schlechthin einfache ergiebt, zugleich ein jedes

als unvergänglich erkennt. Auch kommt Herbart wirklich noch allemal eben so consequent zur Festhaltung der absoluten Vielheit im unendlich Einfachen, als die Neuern zur Versicherung der Einerleiheit im unendlich Vielen, ja jenes ist doch immer noch das erfüllte Universum, dieses ist zuletzt die Inhaltlosigkeit des absoluten Seyns, weil die Gattung nur in den Individuen ist.

Der Hauptmangel der Herbartschen Philosophie ist unseres Erachtens: das Fehlen der Dialektik, der spekulativen Methode, sonst wäre ihre Transscendenz nie ohne die Immanenz geblieben, und sie würde so organisch, selbst einen Uebergang haben machen müssen in den wirklichen Staat und in die wirkliche Kirche, ohne doch ihre, nicht genug zu rühmende Freiheit von der Theologie zu verlieren, während jetzt alles in jenem genialen System in die Unendlichkeit vieler realen Wesen auseinanderflieht. So ist Herbarts Lehrgebäude ein atomistisches Weltgebäude. Jedes Atom ist eben so isolirt, wie es das ganze Gebäude selbst ist, und wird nur magisch zusammengehalten mit den andern Atomen durch den stets sich wiederholenden Zauber der Abstraktion. Der Zusammenhang der einzelnen Realen ist die dauernde, abstrakte Auseinanderhaltung derselben, also die concrete Zusammenhangslosigkeit. Am meisten dürfte das Herbartsche System künftig in der Staatswirthschaft, in der Theorie der Musik und in der Psychologie Katastrophe machen, in letzter Beziehung nämentlich, was eine ganz andere Behandlung der Seelenkrankheiten betrifft. Wie ja auch merkwürdig in der Musik schon häufig eine Heilkraft sogar des Wahnsinns gelegen hat.

Herbart's Schweigen und unerbittliches Schweigen zu vielem, was in Deutschland, besonders seit Hegel's Tode, in der Literatur geschrieben und geschrieen wurde, war das Schweigen des Weisen, des Stolzen, des vielfach Ueberlegenen, des Maßvollen, des Sittlichen, des Besonnenen, des Fertigen. Gerade aber in dieser Fertigkeit mußte ihm die irdische Existenz oft um so tragischer vorkommen, da er, als Schöpfer eines Systems unter denen, die ihm huldigten, so allein fertig dastand. Es mochte ihm doch oft bange seyn vor dem Schicksale des theuer gepflegten Kindes, seines Systems, da er es zuletzt Keinem unbedingt anvertrauen konnte, wie er ja solches auch geäußert haben soll. Ach, es war wohl das Beruhigendste, was ihm begegnen konnte, daß der Weltgeist ihn sterben hieß, der Weltgeist, der auch Herbart's System in sich aufnehmen und weiter führen wird. Milde und gespannt wird Herbart dem Tode in's Angesicht gesehen haben, als dieser über die Schwelle seines Bewußtseyns trat, milde und gespannt, wie diese beiden Grundzüge der Herbartschen Physiognomie auch sein Portrait so vortrefflich wiedergiebt. —

Einsam und todesstill steht uns die Wohnung des großen Denkers an in der einsamen Königsstraße. Einsam säuselt der Herbst seine gelb gewordenen Blätter hernieder hinter dem Hause des Verstorbenen, in jenem Garten, aus dem man ihn so oft denkend und ernst herauskommen sah, wenn er in seine Vorlesung ging. Ach, der Meister ist jetzt todt, der Meister, der sein System so beredt auszulegen wußte! Wie verändert sich doch so Vieles, wenn ein Meister stirbt! Wer wagt jetzt noch zu sagen: so meinte er's. Wer wagt jetzt noch unfehlbar zu seyn? Ach, wenn Hegel einmal wiederkehren

sollte! — — Doch, beruhigen wir uns! Der Tod großer Individuen durchbebt uns zwar, weil mit ihrer Größe etwas Unwiderbringliches zu verschwinden scheint. Aber gerade in dieser Einzigkeit sind sie auch unverlierbar. Ihr Sterben ist nur der Fall eines Lichtmeteors von außerordentlichem Glanze, eines Phänomens, welches ein fallender Stern selbst zu seyn schien. Sie aber, die erhabenen Gestirne, beschreiben ihre Kreise fort und fort in gemessenen, ewigen Bahnen. Also jene Geister. — Selig und ewig vor Allem der Fertige! — Herbart war fertig!

Ludwig Feuerbach und das Wesen des Christenthums.

1841.

Wir müssen bekennen, daß uns der stärkste Widerwille ergreift, wenn wir uns vergegenwärtigen, wie gemein man wahrscheinlich von gewissen Seiten mit dem angegebenen, ungemeinen Buche umgehen wird. Das Gros der Theologen wird den leidenschaftlichsten Aerger darüber empfinden. Zuerst wird man sich darüber ärgern, daß man den größten Theil dieser Schrift nicht zu verstehen vermag, und sodann sich ärgern über das Wenige, was man versteht, nämlich über die allerdings irrthümliche und deshalb ohnmächtige Absicht des Verfassers, die ganze Theologie, und was ihr zu Grunde liegt, für einen Jahrhunderte langen Irrthum zu erklären. Man wird eine solche Behauptung allein schon verdammungswürdig finden. Man wird verrathen, daß man nicht wisse, wie sich die wahre Wissenschaft, in der Geschichte ihrer selbst, immer auch durch die Macht des Zweifels und die Kühnheit der Verneinung erzeugt hat. Man wird Ausschreiben erlassen. Man wird von gewissen Redaktionen aus das Buch für infam erklären, und schon den Scheiterhaufen schüren, um es den Flammen zu übergeben. Zuletzt aber wird man sich doch noch eines An-

deren besinnen. Man wird wieder zu jener wohlfeilsten Klugheit seine Zuflucht nehmen, daß man, unwahr gegen eine eigenste Ueberzeugung, das Buch als ein ganz unbedeutendes, nichts sagendes, gefahrloses bezeichnet. Einige sogar werden, um das Allerleichteste zu thun, es ganz und gar ignoriren. Wir unsrerseits jedoch wollen solche Unwahrheit auf jede Weise von uns entfernt halten, und erklären hiemit das Buch von Feuerbach wiederholt für eine äußerst beachtenswerthe Erscheinung in der Wissenschaft, beachtenswerth ihrem Inhalt und beachtenswerth ihrer Ausführung nach, ja, wir glauben, daß sich an dieses Werk, wie an die Dogmatik von Strauß, in deren beiderseitiger höchster Schärfe des Negativen, eine Umwälzung für die Theologie unfehlbar knüpfen wird, die in Verbindung mit den großen Entdeckungen, welche in positiver Weise der Philosophie allerdings bevorstehen, gerade die entgegengesetzten Ergebnisse von denjenigen veranlassen muß, was Feuerbach, was Strauß, was größtentheils die ganze linke Seite der Hegelschen Schule in Betreff Gottes, des Christenthums und der menschlichen Natur herausgebracht haben. Es liegt aber hierin bereits angedeutet, daß wir in gegenwärtiger Betrachtung der Feuerbachschen Schrift: das Wesen des Christenthums, ungeachtet wir den Verfasser sehr hoch stellen, dennoch mit ihm größtentheils in die strengste Opposition treten.

Feuerbach hat dasjenige, was er im vorliegenden Buche in eine wissenschaftliche Entwickelung bringt, mehr oder weniger schon in allen seinen früheren Leistungen angedeutet. Man vergleiche nur einmal die Feuerbachschen Schriften unter

einander als: Abälard und Heloise oder der Mensch und der Schriftsteller; Geschichte der neueren Philosophie von Baco bis auf Malebranche; Leibnitz; Pierre Bayle; Philosophie des Christenthums; Wesen des Christenthums, und man wird unsere Behauptung bewährt finden; so daß man hoffentlich unserm Verfasser wenigstens Consequenz wird zugestehen müssen.

Es dürfte überhaupt von großem Nutzen und Interesse seyn, uns diesen Schriftsteller in seiner Eigenthümlichkeit erst näher zu bringen. Feuerbach ist der ächte Zwillingsbruder von Strauß, aber der sanguinischere, der gereiztere, der hitzigere, so daß er das Element des Feuers höchst sinnig in seinem Namen schon führt. Ja, da er uns das Wasser ganz zeitgemäß auf beredteste Weise in obigem Buche predigt nicht bloß als einziges Rettungsmittel gegen alle Unbill des Körpers, sondern auch, um los zu werden alle Gebrechen unserer Seele; so könnte man meinen, nie habe das Schicksal einen passenderen Namen erfunden, als den seinigen, indem sich die Wirksamkeit einer glücklichen Taufe bei ihm sogar bis auf den Vatersnamen erstreckt.

Feuerbach und Strauß begegnen sich im Princip, in der Methode, im Resultat, in der Polemik gegen das Bestehende, wie in der Auffassung der Hegelschen Philosophie oft bis zur Verwechselung. Nur in ihrem ursprünglichsten Naturell, nur in dem Grund-Charakter ihrer Schreibart gehen sie weit auseinander. — Während Strauß aus einer phantasiereichen Heimath, aus einer traumhaft verschwimmenden Mystik herkommt, (daher auch Böhme und Kerner ihn so lebhaft bewegen konnten, daß er später — ungeachtet er die

verschiedenartigsten Richtungen kennt — in den Gegensatz übergeht, in eine wunderbar klare, scharf reflektive Weltansicht,) scheint dagegen die Natur als solche, und alles, was eine entschiedene Natur ist, von der Natur der umfassendsten Außenwelt, in ihren größten und kleinsten Erscheinungen, bis zur Natur der Alten, und zur Natur der physikalischen Wissenschaften Feuerbach von je her vorzugsweise angezogen zu haben; so daß er auch jetzt noch die Naturwissenschaft als seine Lieblingsbeschäftigung treibt. — Während ferner Strauß in der Schule von Daub und Schleiermacher den Periodenbau aus dem Grunde studirt, und sich angeeignet hat, um, alle Härten und zu labyrinthischen Gefüge desselben vermeidend, ihn in krystallinischer Durchsichtigkeit und Zierlichkeit wieder hervorzufördern; wie er dabei aber auch allen Zauber der Eleganz besitzt, um selbst der Form nach seine Lehre als die der modernen Wissenschaft zu bezeichnen; so verschmäht Feuerbach fast all' solche Wahl, und schreibt einen Styl, der fast nur aus Kraft besteht, der sich dem Leser auf's Schärfste und Tiefste eingravirt, und jenen Stolz der Unwiderruflichkeit athmet, schon im Gange der Rede ausdrückt, welcher, was er einmal geschrieben hat, sicher auch stehen läßt.

In Beiden, in Strauß, wie in Feuerbach, ist sichtlich auch das poetische Element vorhanden, nur sublimirt dieses sich bei Strauß in den feinsten, kritischen Takt und Geschmack, bei Feuerbach dagegen gewinnt es, wie es scheint, selbst in der Wissenschaft immer mehr Raum der Ausbreitung, und erhebt sich vom frischesten Humor des Verstandes bis zu jenem sprudelnden Hohne der Phantasie, die ihren Gegenstand, man weiß oft wahrlich fast nicht, ob verspottet

oder eigentlich doch feiert. Das Letzte gilt besonders von dem hier anzuzeigenden Buche, denn wirklich wird in selbigem durch die poetische Natur des Verfassers, wider seine eigentliche Absicht, das Objekt in dithyrambischer Weise oft mehr apotheosirt, als in die Acht erklärt. — Das aber, was dann Strauß und Feuerbach wieder ganz mit einander gemein haben, das ist eine unermeßliche Belesenheit, selbst auf Gebieten, gegen welche sie eben zu Felde ziehen, und auf denen sie sich nimmer als friedliche Bürger ansiedeln möchten; so daß sie ihre Lektüre allein wohl trieben der Ausrottung halber. Daher auch die Menge von gelehrten Citaten bei Beiden. Daher endlich auch bei Beiden der merkwürdige Dilettantismus, aus dem Curiosum so viel Wesens zu machen, eine witzige, heiter persiflirende Anwendung auf die Gegenwart daraus zu gewinnen, und selbst Schriftsteller wohl nicht zu verschmähen, um sie in solcher Weise zu citiren, auf deren Erwähnung man sonst gerade eben nicht viel zu geben pflegt. Was denn freilich alles wieder mit der jenen beiden Naturen eigenen, persönlichen Gereiztheit zusammenhängt, die, eine Folge vereinzelter Stellung, man kann es nicht läugnen, oft auch wohl ihre große Freude an einem geistreichen Scandalum zu erkennen giebt. — Es wäre übrigens sehr wünschenswerth, daß einmal eine Parallele dieser durchaus zusammengehörigen Schriftsteller irgendwo völlig durchgeführt würde. Man müßte daraus viel Licht für Beide gewinnen, und dieses Licht würde wieder auf ihre ganze Zeit und Tendenz berichtigend und erklärend zurückwirken. —

Doch gehen wir zu unserem Buche über. — Der Verfasser spricht sich selbst in der Vorrede dahin aus, daß er in seiner Schrift nur die „kritischen Elemente zu einer Phi-

losophie der positiven Religion oder Offenbarung, einer Religionsphilosophie, geben wolle. Auch ließ sich schon lange vor dem Erscheinen des Buches verlauten, es werde den Titel führen: „Kritik der unreinen Vernunft," einen Titel, den wir besonders deßhalb hier hervorheben, weil wir aus solchem Gesichtspunkt' — aber auch nur aus solchem — das Werk als ein ausgezeichnetes ansprechen müssen. Die Polemik gegen die Unvernunft, der Kampf des überlegensten Verstandes gegen die bloße Despotie eines dumpfen Glaubens ist nie vielleicht so glücklich geführt worden, wie in dieser Schrift. Ja, wenn wir uns an das Ende unseres Werkes stellen, und nun das ganze Feld des Unternehmens, die ganze großartig angelegte und durchgeführte Taktik des Angriffs übersehen; so müssen wir den Sieg — in wie weit er erfochten worden — nur um so höher anschlagen. Alles, was England und Frankreich in der Polemik gegen die positive Religion hervorgebracht haben, ist gegen diesen Angriff Feuerbach's gehalten ein wahres Kriegsspiel von Kindern und für Kinder. Das Ausland — sagen wir es nur geradezu heraus, denn es ist so — hat noch gar keine Ahnung von einer philosophischen Bildung, auf deren Höhe allein ein solcher Angriff möglich war, denn, was ihn vollbringt, ist neben dem bewunderungswürdigen Scharfsinn des Verfassers die ganze, vortrefflich, aber durchaus nur von einer Seite hier angewandte Dialektik Hegel's. Feuerbach's ganzer Angriff bildet überhaupt immer nur den linken Flügel, hat zu seinem rechten die Dogmatik von Strauß, und hat zu seinem eigentlichen Centrum und sichernden Hinterhalt die Hegelsche Phänomenologie. Wo wäre denn überhaupt sein Buch ohne diese? —

Damit aber hätten wir an Feuerbach's Leistung auch bereits dasjenige hervorgehoben, was an ihr das Bleibende, das Verdienstvolle ein für allemal seyn wird. Während Strauß in der Dogmatik eine dialektische Auflösung jedes einzelnen Dogmas, durch sich selber, mehr auf dogmengeschichtlichem Wege giebt, zersetzt Feuerbach, wenn man ihm seinen Standpunkt einräumen darf, die ganze Theologie, das Christenthum, ja das Wesen aller Religion, ebenfalls durch jenen dialektischen Proceß, nur mit dem Unterschiede, daß er Positiveres als Strauß zu leisten **scheint,** indem er im ersten Theile, der uns die Religion in ihrer Uebereinstimmung mit dem Wesen des Menschen schildert, eine Art phönomenologischer Entwickelung des Religiösen durchführt, und dann erst im zweiten Theile die eigentliche Auflösung folgen läßt, die daher auch im Ganzen noch bei Weitem verneinender ist als die von Strauß. Und dieses Verfahren, doch nicht zu übersehen, wenn man den Ausgangspunkt zugiebt, ist höchst gelungen zu nennen, zeigt uns den Gegenstand — freilich nur durch eine sophistisch-dialektische Illusion jenes falschen Princips — in seiner entschiedenen Unmöglichkeit. Welch' eine Reinheit und Strenge, welch' eine Zucht des wissenschaftlichen Sinnes, welch' ein ethischer Antrieb! Welche Zerstörung alles Vorurtheils, aller bloßen Voraussetzung und Ueberlieferung jener Leute, die sich immer die Wahrheit nur aus dem Auge rücken wollen! Welche — wenn man den Ausgangspunkt zugeben könnte — nur wahre, nur im Seyn und im Denken begründete Auffassung der Natur, und ihrer einzigen und unwandelbaren Gesetzmäßigkeit! Man wird nirgend ein reineres, vollendeteres Ideal für die Wissenschaft und das

wissenschaftliche Verfahren aufstellen können, als Feuerbach in seinem Buche hervorhebt, wenn auch nicht selbst beobachtet. So ist die Wissenschaft, so ist sie allein, wie Feuerbach sie charakterisirt, wie er ihre Strenge unerbittlich gehalten wissen will. — Aber — — wir können den Ausgangspunkt Feuerbach's eben nicht zugeben, den Punkt nicht, von dem er in dieser Schrift, von dem er in allen seinen Werken, von dem Strauß, und vielleicht der größte Theil der Hegelschen Schule, wenn auch nur unbewußt, ihre Vernichtung folgerecht ausüben. Denn — dieser Ausgang ist eine bloße Hypothese, und noch dazu eine Hypothese, die sich dem wahrhaften Denken als völlig unwahr erweist. Und dieses ist denn auch der Wendepunkt unserer Betrachtung.

Feuerbach's eigentliches Unternehmen ist nämlich darauf gerichtet, zu beweisen, die ganze Theologie, das Christenthum, ja alle Religion sey in der That nichts als purer Anthropomorphismus. Es sey das alles nur eine Folge der Bedürftigkeit des Gefühls. „Kein Wesen kann, sagt er, in seinen Gefühlen, Vorstellungen, Gedanken seine Natur verläugnen. Was es auch setzt — es setzt immer Sich selbst. Jedes Wesen hat seinen Gott, sein höchstes Wesen in sich selbst. Preisest Du die Herrlichkeit Gottes, so preisest Du die Herrlichkeit des eigenen Wesens." — „Gott ist das ab- und ausgesonderte subjektivste Wesen des Menschen." —

Es kann das nun alles auf einem gewissen Standpunkte wahr seyn. Es kann von hier aus wirklich die Grundlosigkeit vieler, bisher für wahr ausgegebenen Lehren nachgewiesen werden, (so wie wir denn überzeugt sind, daß ein Theil unserer

heutigen theologischen Doktrin einer strengwissenschaftlichen Umarbeitung bedarf,) und dennoch bleibt damit das eigentliche Wesen des Christenthums, der Theologie und Religion völlig unerschüttert.

Die *christliche* Theologie ist so wenig Anthropologie, als das Christenthum *Humanität*, sondern vielmehr die Lehre und das Leben des *Gottmenschen* ist. Daher ist und bleibt Feuerbachs Lehre von der christlichen Theologie als einer bloßen Anthropologie eine Irrlehre. Nirgend ist es innerhalb des Christenthums — wie unendlich es auch das Individuum frei läßt — erlaubt, sich ein willkürliches Bild von Gott, oder Gott gar zu einem bloßen Abbilde vom Menschen zu machen, sondern das Christenthum, und mit ihm die christliche Theologie, lehrt einen Gott, der aus seiner eigenen Offenbarung und nicht aus dem beliebigen Entwurfe des Menschen erkennbar ist. Denn allerdings kommt es doch zunächst darauf an, eine Lehre aus sich selbst zu beurtheilen, und nicht ihr erst etwas aufzubürden, was sie gar nicht enthält, und sie dann erst nach diesem Falsum zu beurtheilen. Doch, gehen wir auf die eigentliche Sache ein, um die es sich hier handelt.

Es ist der *Grundfehler* in allem Philosophiren *Feuerbachs* und *Straußens*, wodurch all' der ihnen eigene unendliche Scharfsinn ein ganz unnützer Luxus wird, der, daß *sie sich in naiver Weise den irdischen Standpunkt*, von dem aus ihr Denken erst möglich ist, *ganz genehm seyn lassen*, und nun vergessen, *daß sie eben durch ihn mitten in den ungeheuern Proceß des Universums hineingesetzt sind*, ohne doch das Recht zu haben,

zu behaupten, dieser Standpunkt sey das Universum. — So aber verfahren sie. Gerade so, als hätten sie dieses Recht. —

Unser Haupt-Argument daher gegen Feuerbachs Schrift ist zunächst ein astronomisches, sodann freilich, schärfer gesehen, vielmehr ein ächt spekulatives, welches weder mit dem Calkül, noch mit der Empirie und Observation, sondern mit der Nothwendigkeit des Denkens überhaupt seinen Gegenstand außer Zweifel setzt. Dieses Argument aber lautet: die Erde ist nicht bloß Erd-Körper, sondern ist Welt-Körper. Eben deßhalb aber ist der Mensch in seiner letzten Vollendung keinesweges bloß Mensch für sich, Individuum seiner Gattung: der Menschheit: nicht bloß ein Produkt des Planeten: Erd-Mensch; sondern gerade durch das Denken, durch die Vernunft, vor allem aber durch den Geist, welche in ihrem Gesetz über jede bloß sphärische Bestimmtheit hinausgehen, und das Allgemeine positiv, also wahrhaft schöpferisch, als Universum setzen: Gott-Mensch. —

Zunächst nun muß bemerkt werden, daß die Idee des Gott-Menschen nicht entfernter Weise ein Compositum ist, wie jener Ausdruck immer auf's Neue die ideenlose Verständigkeit, ähnlich wie bei der Trinität, anzunehmen verleitet. Die Idee des Gott-Menschen ist aber auch nichts Androgynes, nichts Hermaphroditisches, vielmehr die nothwendige Form für das absolute Denken des Welt-Alls, vom Standpunkte des Erd-Planeten gefaßt, und zwar ideell und reell, subjektiv und objektiv zugleich, nämlich als unendliches Bewußtseyn, als Person.

Das Denken ist in unserm Argument zwar die Copula des

menschlichen Einzelwesens mit dem All, aber auch der primitive Akt für den Menschen, des Universums sich bewußt zu; werden. Da jedoch das Denken den Menschen erst mit dem All vermittelt, und er denken, wie das All denken muß, so ist das Denken bei ihm nur abgeleiteter Weise primitiv eigentlich also sekundär, da er in dasselbe, wie zum Bewußtseyn des Universums, erst auf dem Planeten gelangt. Da aber das Denken seiner Natur nach raum- wie zeitlos ist, so fällt allerdings das Denken als prius außer den Menschen, in das Universum selbst, als primitives Denken desselben, zu dem sich der Mensch nur als Gedachtwerden verhält. Und dieses Primitiv-Werden, eigentlich jedoch-Seyn des Denkens, zunächst weder als Individuum, noch als Person, noch als Subjekt, noch als Objekt gedacht, in sich selbst aber nothwendig wie freie und absolute Person, weil primitiv, ist eben — Gott. —

Ja, wenn man so, wie Feuerbach, ohne alles Weitere zu verfahren das Recht hätte, ja, wenn man die Erde, den Menschen, so für sich nehmen dürfte, nehmen könnte, um mit beiden und über beide zu philosophiren, ja, wenn zu beweisen wäre, was aber in Ewigkeit nicht zu beweisen ist, daß schon die Erde und nur die Erde das vollendete Universum sey, weil einzig auf ihr die Blüthe, nicht bloß des Planeten, sondern des Alls überhaupt zur Enthüllung komme: die Intelligenz; dann allerdings hätte man auch Recht zu behaupten; daß die ganze Lehre von Gott nur Anthropologie, daß Gott: der Mensch selbst, oder vielmehr das letzte Resultat aller Wissenschaft — Atheismus sey. Aber das Denken treibt eben in der nothwendigen Idee des Universums über

jede Einzel-Sphäre hinaus, zu einem Ergebniß hin, in dem Denken und Universum congruent, zeit- wie raumlos sind. —

Alle Philosophen, welche dieses wichtige Argument übersehen — und viele unter den Modernen haben es übersehen — sind im Begriff jene prometheische Forderung egoistisch auszustoßen: „mußt mir meine Erde doch lassen stehn", oder noch mehr sich heraus zu nehmen als das, indem sie das Du selbst für ihren Trotz nicht mehr haben. Sie sind aber dafür freilich auch an den Felsen der Erde geschmiedet, und der Geier einer nur negativen Dialektik zehrt an ihrer Leber. —

Feuerbach möge uns nicht den Vorwurf machen, daß wir durch unsre Formel: die Erde ist nicht bloß Erd-Körper, sondern Welt-Körper, daher der Mensch nicht bloß Erd-Mensch, sondern Gott-Mensch, wieder in die von Hegel weggeräumte, schlechte Unendlichkeit hineingerathen. Auch sie allerdings ist in unserm Denken vorhanden, aber nur als Moment, während Feuerbach und Strauß gleichsam das Auge des Denkens nur zudrücken, um den Jäger nicht zu sehen. Denn an sich sind freilich, ganz abstrahirt von meinem Standpunkt, unendlich viel Punkte im Raume und in der Zeit zu setzen; sie sind dem Raume nach sogar stets objektiv vorhanden, und bloß objektiv nicht auszudenken; sie sind, weil sie sind. — Wir aber fordern eben eine Intelligenz, welche Natur und Geschichte, welche die Fliehpunkte der Zeit, nach Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, welche die Fliehpunkte des Raumes, als jegliches Hier, Da und Dort, auf unendliche Weise in sich aufhebe, d. h. negend erhalte, und das All als absolutes Präsens darstelle, als unendliche Gegenwart offenbare. —

Nun könnte zwar Feuerbach dasselbe, was er, freilich ganz ungenügend, von der Sündlosigkeit in Bezug auf Christus beibringt, daß nämlich die Menschheit selbst sie repräsentire, indem Jeder in anderer Weise sich ethisch verhalte, wodurch Alle eben Alles leisten, er könnte dasselbe auch Hinsichts der Unendlichkeit von der in sich allerdings unendlichen Menschheit behaupten. Er könnte meinen: die Menschheit, über den Planeten vertheilt, in der endlosen Abfolge der Zeiten, sey eben jenes, wenn auch neben- und nacheinander sich darstellende Präsens der Intelligenz — obwohl schon ein Widerspruch, — das Präsens der absoluten Unendlichkeit. Indessen ist nach unserem Argument das All als gedachtes raum- und zeitlos, und auch kein Produkt des Planeten, eben so wenig, wie er selbst, der Planet, das Universum ist; wogegen jede irdische Intelligenz, weil durch Raum und Zeit bedingt, auch immer wieder in das tellurische Gebiet zurückgeht, in die doppelte Punktualität eines endlosen Außereinander und Nacheinander; also in die bloß sphärische Bestimmtheit, nicht in die Bestimmtheit des gewußten Universums, das heißt eben in die Bestimmtheit des absoluten Geistes.

Was aber jenes Neben- und Nacheinander der Menschheit, durch Individuen dargestellt, angeht, das Hier und das Jetzt; so verschwinden diese Kategorieen bekanntlich, weil sie ganz und gar relativ sind, vor der Absolutheit des Denkens. Was also kann in jenem Sinne noch darauf fundirt werden? —

Um aber dasjenige, was uns oben aus der Natur des Denkens für Gott folgt, einzusehen, muß das Verhältniß des Denkens zum Seyn, und das eigentliche Wesen des ersten, wohl noch ganz anders durchdrungen werden, als daß man sich

schon damit begnügen dürfte, Gott für die Wissenschaft entweder zu negiren, oder ihn doch wenigstens als ein bloßes x, als ein völlig Dahingestelltes zu betrachten. — Denken und Seyn nämlich sind allerdings einmal correlative Glieder zu einander, doch aber in strengster Identität. Dieß schon der große Fund Schelling's. Dann aber ist Denken allerdings das Prius, nämlich das Princip, dem alles Seyn immanent, denn Denken ist sich selbst Gegenstand, Denken hat an sich selbst das Seyn, als Bewußtseyn, Denken ist: Denken des Denkens, als Eines und Desselben, als zeitloses. Seyn aber ist sich nie Gegenstand, Seyn hat nicht an sich selbst das Denken, Seyn ist nie: Seyn des Seyns, als Eines und Desselben, als zeitloses, sondern immer nur genetisch, geschlechtlich, zeitlich, als Seyn vom Seyn. — So ist allerdings, ungeachtet der Identität der Zeit nach Denken Princip, Seyn Resultat — Denken die Einheit, Seyn die, in der Einheit enthaltene Vielheit.

In diesen einfachen, aber höchst wichtigen Prämissen liegt eine ganz andere Folgerung und Philosophie für die Lehre von Gott, von der Schöpfung, wie für das, was man Unsterblichkeit genannt hat — denn, was hat man nicht alles so genannt! — als die an sich vortreffliche Skepsis und Negation Feuerbachs zuzulassen scheinen, und zwar eine Philosophie liegt darin, die frei ist von aller plumpen Anmaßung und Herrschaft, welche die Theologie sich allerdings nicht selten über sie angemaßt hat. Auch sind wir nach dem, was in unsern obigen Bestimmungen enthalten ist, hier, wo es sich um das Denken in aller Strenge handelt, wenn Feuerbach und Strauß so sehr gegen die bloße Vorstellung einer unendli-

chen Persönlichkeit sich sträuben, wir sind berechtigt zu fragen: Gut, warum soll denn aber auch Gott bloß Person seyn? Warum denn Subjekt? Warum denn Objekt? Warum denn das knappe Zusammen aller seiner Eigenschaften? Ja, warum denn soll der Mensch selbst immer nur Person seyn, auch in Bezug auf dasjenige, was man Zukunft zu nennen pflegt? Christus ist auch mehr als bloße Person, seinem wahrhaften Wesen nach. Was sind doch überhaupt alle Menschen in Bezug auf die Vernunft, auf die Ideen? Glaubt man in der That die Vielheit der Individuen der bloßen Zahl nach retten zu können? Glaubt man andrerseits wirklich, der Pantheismus sey auch nur denkbar, obwohl er doch nicht auszudenken ist? — Und dann: was ist doch jeder Einzelne? — Glaubt irgend ein wahrer Denker das ganze Wesen des Menschen ausgesprochen zu haben, wenn er von ihm aussagt: vernünftige Individualität, Selbstbewußtseyn, Persönlichkeit? — Wir bekennen, und dieß möge Feuerbach wohl erwägen, daß, indem es uns mit dem Zweifel, ja mit der Unmöglichkeit so enger Bestimmungen in jenen Fragen vollkommener Ernst ist, wir eine Vereinigung mit ihm auf einem ganz anderen Standpunkte, auf einem, von dem seinigen, ganz abweichenden Wege, voraussehen, wo er selbst aber auch ganz andere — und zwar positivere Resultate — gewinnen wird, als vorliegendes Buch schon zulassen kann. Gott, der Mensch (Freiheit), Unsterblichkeit sind zuletzt allerdings kein, (mit Recht verrufenes, rationalistisches) Drei, sondern ihrem Inhalte nach ganz Eins und Dasselbe, nämlich nach dem Satze: des erfüllten Imperativs, einer Lehre, die wir an einem anderen Orte auszuführen gedenken. —

Wir geben Feuerbach völlig Recht — und Er und Strauß sind allerdings mit die negirenden Genien, welche auf eine große positive Zukunft hinweisen, welche eine wahre Wiedergeburt der Wissenschaften bewirken werden, — wir geben ihm Recht in seinem Feuereifer gegen die hergebrachte Abscheulichkeit, mit jenen wichtigen Begriffen Betrug zu spielen; in seinem Haß gegen die grenzenlose Seichtigkeit der alltäglichen Auffassung und besonders der Auffassung eines gedankenlosen Rationalismus und einer eben so gedankenlosen Orthodoxie. Aber Feuerbach wolle auch das respektiren, was etwa noch außerhalb seiner Kritik der unreinen Vernunft fallen dürfte. Er wollte es wenigstens als ein Für = ihn = nicht = Wissen respektiren, und zugeben, es könne in diesem Nicht = Wissen an sich wohl ein positiv-vernünftiger Inhalt geborgen seyn. Zuletzt, wir sagen zuletzt, sind alle diese Widersprüche, die Strauß und Feuerbach im Christenthum, in der Lehre von Gott, in aller Religion nachweisen, und zum Theil gegründet nachweisen, in allen Sphären, in allen Dingen nachzuweisen, und immer wieder die, nur anders, und bereicherter wiederkehrenden Antinomieen Kants, die einzig fortgeschafft werden durch das Denken des Absoluten, des Unendlichen, des Universums, wohl gemerkt, durch das Denken desselben, welches Denken aber ein Denken = Müssen ist. Die Idee des Unendlichen aber ist keine bloße, in's Endlose fortgesetzte Zusammensetzung des Endlichen mit Endlichem, keine bloße Combination, sondern ein ursprünglich Gegebenes, weil Ideelles, die eigentliche Genialität des Denkens. —

Soll nun in Betreff der Vergangenheit, also etwa der verschiedenen, urweltlichen Bildungsperioden des Erd-Planeten,

noch ohne Existenz des Menschen, oder in Betreff der Räumlichkeit überhaupt, in irgend welchen außerirdischen Sphären, oder gar endlich in Betreff des Universums selbst das Nichtvorhandenseyn der Intelligenz, und zwar entweder in ihrer Relativität oder in ihrer Absolutheit, behauptet werden; so wird damit eben das Eine Moment, das Reale, das Seyn (siehe schon Schelling), so wie das Prius des Denkens nun gar, aus der allerdings im Denken zu setzenden Identität herausgerissen, weil eben ein Seyn behauptet würde, welches ohne das Denken wäre, ein Seyn, von dem ich aber doch, wenn auch nur als von einem nothwendigen x wissen müßte. So daß hiernach dasjenige, was wir oben nur als Hypothese bezeichnet haben, sogar als logische Unwahrheit erscheint. — Setzt man aber einmal jene Hypothese, so kommt die Spekulation consequent zum Atheismus, als ihrem letzten Resultat, so wie zur Negation der Unsterblichkeit; eben so, wie etwa die theologische, crasse Orthodoxie aus der Hypothese eines gedankenlosen Auffassens der Fleischwerdung Gottes consequent zur Idololatrie und zur bloß lokalen Auferstehung des Fleisches, als ihrer Unsterblichkeit, kommt; so zwar, daß Beide — Spekulation und Orthodoxie — alsdann höchst merkwürdig zu den gleichen Resultaten hingetrieben werden.

Denn, wenn nach der Spekulation, z. B. nach Michelet, die Intelligenz bloß auf der Erde ist, man möchte noch sinnlicher gar an der Erde sagen, wie das Mineral, das Vegetabil, die animalische Existenz an der Erde vorkommen, während schon der individuelle Menschengeist raumlos ist; so ist das schon die Läugnung der Unsterblichkeit, weil

es die Behauptung der Endlichkeit ist. — Und, wenn nach der crassen Orthodoxie das Fleisch als solches, das palpable Fleisch, der Gott, ja Gott gewesen; so ist das schon — da Materie nicht so wohl stirbt, vergeht, sondern nur sich wandelt — die Behauptung des immer wieder vorzugsweise als Fleisch auferstehenden Geistes. Es ist aber für das wahrhafte Denken jener spekulative Atheismus, weil er die Intelligenz bloß in den Menschen setzt, so viel als: der Mensch = Selbstgott oder = Götze; folglich Atheismus, gleich Idololatrie. So wie dem Denken jene orthodoxe Idololatrie, da der durch Raum und Zeit bedingte, fleischliche Gott kein Gott, auch nur so viel als: kein Gott oder Gotteslä̈ugung ist; folglich Idololatrie gleich Atheismus. Und endlich ist dem Denken das Aufhören der Intelligenz des Individuums, weil dieses seine Unsterblichkeit nur an dem Geborenwerden eines neuen Individuums hat, das bloß lokale Auferstehen desselben; folglich Aufhören der Intelligenz gleich lokalem Auferstehen. So wie endlich dieses bloß fleischlich-lokale Auferstehen, da jedes Lokale für's Denken als Hier ein Verschwindendes ist, gleich ist der Endlichkeit der geistigen Existenz; folglich bloß lokales Auferstehen gleich dem Aufhören der Intelligenz. So daß wir folgende wichtige Uebersicht gewinnen:

Spekulation		Orthodoxie
|		|
Atheismus		Idololatrie
|		|
Aufhören der Intelligenz		Lokales Auferstehen.
Atheismus	=	Idololatrie und umgekehrt.
Aufhören der Intelligenz	=	Lokalem Auferstehen und umgekehrt.

Jene bloße Hypothese also, die wir im Fortschritte des Denkens als logische Unwahrheit bezeichnen müssen, als sey die Erde das vollendete Universum, weil ausschließlich die Sphäre der Intelligenz, hat ohne Ausweichung alle die oben gemachten Consequenzen zur Folge, und häuft so Irrthum auf Irrthum, Unwahrheit auf Unwahrheit. Wäre sie übrigens halt- und erweisbar, dann wäre wirklich die Erde der Punkt im Raume, um das Universum aus seinen Angeln zu heben, den für die Erde Archimedes bekanntlich außerhalb derselben gefordert. Aber jener geforderte Punkt in beiden Beziehungen ist vielmehr allein das Prius des göttlichen Denkens.

Es datirt sich indessen allerdings jene Hypothese aus der Hegelschen Philosophie. Obwohl Hegel selbst unseres Wissens darauf nie einen besonderen Accent legt. Ja, bei Hegel ist solche Hypothese für das System zur Construktion seines Encyklopädismus nöthig und wahrhaft erhaben, wie alles, was dieser riesenhafte Denker hervorgebracht hat. Vieles aber von demjenigen, was Hegel in diesem Betreff hypothetisch hingestellt hatte und hinstellen mußte, gleichsam als imaginäre Größe im Sinne der höheren Mathematik, wurde, wie es so geht, ausgesponnen; auf gut Glück, wenn auch unter dem Scheine dialektischer Consequenz, systematisirt; und wie es sich bei Hegel ausdrücklich hatte verlauten lassen, daß man mit Unrecht die Sonne bisher als das Vortrefflichste genommen habe, wogegen die planetarische Existenz die vollkommnere sey, so wurde nun, ehe man sich's versah, die Erde die vollkommenste Sphäre des Weltalls, ja man ging, eben deßhalb, bald so weit, der Erde die Intelligenz ausschließlich beizulegen, und den Menschen

allen Ernstes zu Gott zu machen. Man vergleiche übrigens Hegel's Encyklopädie, 2te Ausgabe, S. 251. §. 270. Dieß alles zusammen nun, wie es sich bis zu den gewagtesten Vermuthungen über das Was und das Wie anderer Weltkörper allmählich in der Hegelschen Schule vernehmen ließ, verstehen wir denn auch unter der so oft erwähnten Hypothese, selbst dann, wenn man auch nicht abgeneigt seyn sollte — wie z. B. Strauß in seiner Dogmatik — die Möglichkeit anderer Intelligenzen auf andern Weltkörpern zuzugeben, und dabei aber doch die absolute Intelligenz als Persönlichkeit Gottes läugnet. Es möchte aber freilich, wenn man in der bloßen Negation noch weiter geht, als bisher, wie man es indessen vielleicht kaum mehr vermag, es möchte jene Hypothese im System gerade die Stelle seyn, zu der die Träger hereinkommen werden, um diesen erhabenen, unvergeßlichen Todten nun auch hinauszutragen.

Wie man jedoch überhaupt von der linken Seite der Schule durch Mißverständniß Hegeln vielfaches Unrecht gethan hatte; so vergaß man auch ganz das bloß Hypothetische jenes Standpunkts, und baute auf ihn, und folgerte aus ihm. Auch reducirt sich lediglich auf solche Uebereilung Richter's bekanntes Buch von den letzten Dingen, in welchem dieser Schriftsteller in durchaus unberufener Art mit dem Läugnen der Fortdauer hervorplatzte, unbewußter Weise auf Grund und gut Glück jener, noch dazu unrichtigen Hypothese; ein Verfahren, welches später bei anderen Aufgaben von Anderen zwar würdiger gehalten, mit gründlichster Methode des Systems fortgesetzt worden ist, immer aber nur auf Grund jener Hypothese, wie neuerdings wieder mit so

feckem Wissen-Wollen und Absprechen bei Michelet, in dessen Vorlesungen über Gott und Unsterblichkeit. —

Wenn nun zwar Richter selbst in seiner Schrift nichts eigentlich dagegen hat, daß endliche Intelligenzen auch in außerirdischen Sphären vorkommen sollen, so argumentirt er dennoch, streng genommen, seine Nichtunsterblichkeit nur nach jener Hypothese, wie fern er nicht die Intelligenz schlechthin in allen Sphären erkennt — eine Intelligenz, in der das Absolute und Unsterbliche völlig Eins und Dasselbe sind — und wiefern es ihm entgeht, daß das eigentliche Wesen der Intelligenz die doppelte Diremtion alles Raumes und aller Zeit tilgt und zur absoluten Gegenwart erhebt, so daß der Geist als solcher keinem Hier oder Jetzt mehr unterworfen, sondern das Ueberall im eigentlichsten Sinne ist. Und so müssen denn auch Strauß und Feuerbach, ungeachtet der erstere, gegen einige Philosophen der neueren Spekulation, sogar die Wahrscheinlichkeit anderer Intelligenzen auf andern Weltkörpern behauptet (S. Strauß Dogmatik 1r Th. Seite 673), dennoch mit ihren letzten Resultaten allerdings auf obige Hypothese reducirt werden; indem Strauß die Intelligenz nur in unendlicher Vielheit endlicher Geister begreift, in einer ganz unorganischen Atomistik, da er an dieser Stelle nicht erkennt, wie dem Geiste die Immanenz eben so nothwendig ist, wie die Transscendenz; indem er endlich die Persönlichkeit als starre Grenze faßt und nicht einsieht, wie aus dem Denkenmüssen des Alls eine Absolutheit resultirt, die von jedem Standpunkte aus die Congruenz des Geistes mit dem All außer Zweifel setzt. — Feuerbach aber fällt nun gar in jene Hypothese zurück, indem sein Denken nur der immanenten Bewegung gewachsen ist:

Gott ist der Mensch, Gott ist das Produkt des Menschen; und nicht auch der transscendenten: Gott ist das All, Gott producirt das All. Denn wäre Feuerbach solcher entgegengesetzten Denkbewegung gewachsen, so würde er sogleich einsehen, wie seine Polemik: alle Theologie ist Anthropologie in sich selbst auch schon den dialektischen Tod findet, indem auch eben so sehr alle Anthropologie wieder Theologie ist, aus welchem Zusammen erst die Idee des Gottmenschen gewonnen, und das Herüber und Hinüber als Einheit gefaßt wird, die, weil sie den Gegensatz, die Differenz überwunden enthält, eben so wenig den Atheismus als den Pantheismus mehr zuläßt; so wie ja auch unser Ausspruch im obigen Hauptargument: die Erde ist nicht bloß Erd-Körper, sondern Welt-Körper, eben die Nothwendigkeit des Zugleich von Immanenz und Transscendenz ausdrückt, und nur eine andere Formel ist für den Satz: der Mensch in seiner Vollendung (Christus) ist Gott-Mensch. Uebrigens wollen wir an dieser Stelle nur noch daran erinnern, wie diejenigen in der spekulativen Philosophie, welche die Erde für den Hauptpunkt des Weltalls erklären, auch hier mit der crassen Orthodoxie wieder bei dem gleichen Resultate anlangen; wie aber selbst diejenigen, welche mit Strauß die Intelligenz, als endliche Persönlichkeit, auch in andern Sphären statuiren, und zwar erst recht, in die von Hegel mit Grund bekämpfte, schlechte Unendlichkeit hineingerathen, weil kein Geist (als bloß endliche Persönlichkeit) für die Unendlichkeit der Sphären eine adäquate Größe ist. — So lang aber Jemand nicht schon aus dem Wesen des Erdgeistes und seiner Individuen den absoluten Geist als unendliche Persönlichkeit erkennt,

fällt er immer wieder zurück in die Unwahrheit jener obigen Hypothese. —

Das bis dahin über Feuerbach's Schrift Erörterte ist für unseren Zweck die Hauptsache, da es den unwillkürlichen Ausgangspunkt des Verfassers betrifft, welcher eben unhaltbar, weil eine falsche Voraussetzung ist. Was daraus in jenem Buche folgt, sind eben die oben in Erwähnung gebrachten Irrthümer, dann aber auch in einem großen Theile desselben die unwidersprechlichsten Nachweisungen eines vielfachen Wahnes, der sich in der heutigen Theologie für Wissenschaft, der sich für Wahrheit ausgiebt.

Während indessen Feuerbach vortrefflich den todten, superstitiösen Dogmatismus der jüdischen, wie christlichen Theologie hervorhebt, und mit der größten Treue zeichnet, verkennt er dennoch nicht selten ganz und gar die Grundideen im Judenthum und Christenthum; er verkennt, wie beide, geschichtlich und ideell so tief zusammenhängende Erscheinungen des Religiösen eben erst durch die äußerlichste Abhängigkeit von einem Unbekannten zur unendlichen Freiheit des Individuums gelangen. So daß selbst jene schroffe Fassung des Gesetzes und eines zürnenden Gottes, jene in ihrer Art doch auch wieder ehrwürdige Besonderung eines alleinigen Volkes Gottes, wenn auch Irrthümer, dennoch vorausgehen mußten, ja dem Christenthume parallel, um den Universalismus des letzten in der offenbaren, nicht wegzuläugnenden Lehre vom Gottmenschen hervorzubringen.

Wenn es jetzt zur großsprecherischen Mode einer gewissen Philosophie geworden ist, das Christenthum dahin herunterzusetzen, daß es auch nur eine abgelebte Gestalt des Religiösen,

ja noch mehr, daß es die letzte, bereits verschwindende Religion der Gebildeten sey, so wird solches Behaupten eben auch nur wieder eine Periode hindurch für modern gelten, und diese Philosophie der Gebildeten wird ebenfalls ihre Widerlegung finden, wie sie einst in den Reden Schleiermacher's die Gebildeten unter den Verächtern der Religion gefunden haben. Feuerbach mißverstehe uns nur nicht. Wir wissen sehr wohl, wie hoch er selbst in Wahrheit steht, und wissen ihm Dank für seine Polemik, und sehen in ihm eben so wenig wie in Strauß Verächter der Religion als solcher. Aber in der That kann leicht vom Ausgangspunkte der modernen Wissenschaft aus übersehen werden, daß das Christenthum in der Lehre vom Gottmenschen wirklich den Charakter des Universalismus erreicht, wie das Judenthum den des Partikulären gehabt. Und, wie wir oben fragten, warum denn Gott nur Subjekt oder Objekt seyn solle, oder der ganze, ewige Mensch nur Person; so fragen wir jetzt Feuerbach, und alle von der Reife seines Denkens: warum soll denn das Christenthum bloß Religion seyn? Und nun noch gar eine besondere Art der Religion? — Wir wenigstens müssen bekennen, daß wir überzeugt sind, wie Gott gar nicht bloß das sey, was die Theologen oder die Religiosen aus ihm gemacht haben — die Philosophen nicht ausgenommen — wie es denn in dieser Hinsicht sogar mißlich ist und solcher Idee eigentlich ganz unangemessen, Gott durch einen besonderen Stand repräsentirt zu sehen, da keine einzelne Wissenschaft oder Kunst hier ein größeres Voraus hat, und etwa die Mathematik eben so, und unter Umständen noch vollendeter, das Wesen Gottes darstellt, als etwa die na-

türliche oder deistische Theologie. — Das aber wissen wir nach obiger Bestimmung des Denkens, als Prius, daß Gott sey, und daß das Christenthum, wie noch nie eine Religion oder Doktrin, den Menschen im strengsten Sinne unter den göttlichen Gesichtspunkt bringt, und sogar in der Form der Vorstellung bringt, also daß Beide: Gott und Mensch im Geiste Eines sind, eine Lehre, die allerdings von Platon, von Aristoteles angedeutet worden, von den griechischen Künstlern plastisch vollendet ausgedrückt, aber nur eben durch den Stein, im Christenthum zuerst durch den Geist des Geistes, durch das Wort, gelehrt worden, also nicht durch das Buchstaben-Wort, sondern durch das Wort vernünftiger, allein dem Geist adäquater Sprache. Das ist der unwandelbare Universalismus des Christenthums, worin es eigentlich dasselbe schon aussagt, was die moderne Philosophie zu so vielem Anstoß für diejenigen, welche das eigentliche Verständniß nicht ahnen, behauptet, daß der Geist der Menschheit (der Geist des Planeten) (auch) Gott sey. Aber freilich ist das Christenthum erst dadurch entschieden universell, daß es diese Immanenz zur absoluten Transscendenz erhebt, indem derselbe Geist auch wieder der Geist der Welt, der Schöpfer, der Geist des Universums selber ist. Vieles Einzelne außerdem geben wir gerne Preis, wiefern es von der durch den Lauf der Zeiten fortdauernden Tradition geistloser Orthodoxen mit tausend und aber tausend Abgeschmacktheiten versetzt worden ist, und in der Anfechtung dessen sind uns Strauß und Feuerbach Männer der höchsten Ehre.

Gerade da, wo Feuerbach in seiner Schrift den ewig gleichen Rhythmus der Gesetzmäßigkeit der Welt zwischen den

Zeilen andeutet, und worin wir ihm ganz beistimmen, so daß er wohl Recht hat, die „Theorie" der Alten so heilig und groß zu finden, gerade da, mußte er, wofern er nur in die herrliche Lehre vom πνεῦμα sich vertiefen wollte, sogleich erkennen, wie das Christenthum in seiner Grund-Idee vom Gottmenschen: Natur und Geschichte auch für das Denken in die wahre, durch kein Wunder aus einander zu reißende Harmonie versetzt. So daß es, indem es die Menschheit und den Menschen, dreist wie noch nie eine Religion, aus dem Gesichtspunkte Gottes faßt — wie ja auch der Planet Welt-Körper ist —, eine Weltanschauung producirt, die erst allein die wahrhafte Humanität in sich bürgt (in unbedingter Priorität selbst über die humanen Griechen, wenn man ihr Verhältniß zu den Barbaren bedenkt) so daß alle Schichten verschiedener Religionen, alle Grenzscheiden der Völker, alle klimatischen und selbst individuellen Unterschiede der Menschen fließende werden, und in den ewigen Aether eines verklärten Seyns verschwinden, welcher keine Schichten mehr zuläßt, und welcher ist der Geist der Geschichte, der Geist der Natur, der Geist der Menschheit, der Geist des Planeten, zuletzt der Geist des Universums, oder vielmehr Gottes, eben aber überall der Geist.

Selbst in so naiven, kindlichtiefen Beziehungen, wie Hinauf und Herab, Erhöhung und Erniedrigung drückt das Christenthum das Hinüber und Herüber des Menschlichen und Göttlichen aus, in diesen aber das Aufgehobenseyn des Planeten im Weltall (die absolute Intelligenz), aus welchem letzten Ergebniß erst allein positiv-vernünftige Resultate für Gott, Schöpfung, Unsterblichkeit vom Denken zu gewinnen sind.

So wie ja dem gemäß — in seiner ideellen Bedeutung gefaßt — das Dogma von der Himmelfahrt, an die Vorstellung gerichtet, ebenfalls die Einheit des Endlichen und Unendlichen enthält, weil die Beziehung des Erdkörpers auf das Weltall, und wieder andrerseits in jener biblischen Vorstellung von der Herabkunft, Erniedrigung Gottes die Beziehung des Weltalls auf den Erdkörper zurück ausgedrückt wird.

Es ist diese Gegenseitigkeit von Himmel und Erde, und ihre Ausgleichung, in der Lehre des Christenthums eine tief ideelle, und selbst in jener so oft schon beanstandeten Erniedrigung unendlich erhaben, wenn man sich nur auf den Geist und das Denken versteht, über die hinaus es freilich keine Wahrheit mehr giebt. Denn, was die Erniedrigung anlangt, so kann es allerdings dem hellen Kopf unter Umständen komisch erscheinen, auch Gott unter anderen Hoheiten der Erde, etwa im Conversationslexikon, unter dem Buchstaben G., in einem eigenen Artikel, aufgeführt zu finden; da von Gott, aus dem menschlich-christlichen Gesichtspunkte, doch nichts Erhabeneres zu sagen ist, als daß er in der freien Herablassung seiner unergründlichen Herrlichkeit als Gnade (wie Friedrich der Große von sich in Bezug auf den Staat gesagt haben soll) nur der erste Diener des Universums sey. Man löse nur wahrhaft das heilige Räthsel der Liebe, diese wahre Sphinx der Welt, wie Feuerbach zum Theil es so geistreich zu lösen versteht. — Und, was die Unsterblichkeit betrifft, die mit Gott, als absolutem Prius und das All durchdringender Intelligenz, allerdings steht und fällt, so ist, wenn die Intelligenz, als ewige, immer nur die der Gattung seyn soll, und der Geist durch die Menschheit an die Erde gebannt, alles

das, was der Geist auch nur von einer einzigen anderen Sphäre geahnt, geträumt, phantasirt, im Wahnsinn gefabelt hat, ein unendlich Bedeutungsvolleres und Tieferes, als alles zusammen, was außerdem in der irdischen Sphäre noch existir; denn es war jenes wenigstens die Illusion e in durch den Geist getilgten Aeußerlichkeit, eines sich annähernden Präsens des Universums. Wir haben indessen bereits darauf hingewiesen, wie das Denken, indem es in seiner Wurzel erkannt wird, wie wir solches Erkennen auch schon angedeutet, sofort für die Erkenntniß Gottes, der Schöpfung, der Unsterblichkeit, des Christenthums positiv-vernünftige Resultate abwirft.

Die christliche Theologie wird übrigens auch vor diesem Angriffe bestehen, den der Verfasser unserer Schrift mit so gewiegter Kraft und in so hoher Begeisterung für die Würde der Wissenschaft durchführt, aber die Theologie wird auch alle die ihr bisweilen so geläufigen Anmaßungen gegen die Philosophie aufzugeben haben, sie wird genöthigt seyn, hinfort sich in ihrer Dogmatik und Ethik mehr um die Ideen zu kümmern, und aufhören müssen, wie so häufig bisher, die Vernunft nur zu verachten und zu schmähen, oder sich als Rationalismus oder Aufklärung mit dem seichtesten Verstande als einer seyn sollenden Vernunft zu begnügen. Erst durch die, vermittelst der Ideen wiederhergestellte Dogmatik und Ethik wird die Theologie zu einem ganz anderen Verfahren auch in ihrer Exegese gelangen, einen ganz anderen Standpunkt für die Geschichte, und insbesondere ihre Geschichte, einnehmen, und einsehen, daß in diesen Disciplinen eine unendliche Vereinfachung nöthig geworden, um den Schwall des rohen Materials zu

beherrschen, um die bloße, an sich werthlose Massenhaftigkeit zu organisiren, durch das, was in ihr allerdings von reichem Ideeninhalte vorhanden ist, wie z. B. in den Vätern, in den Scholastikern, den Mystikern, den Reformatoren, der Dogmengeschichte u. s. w.

Die Theologie wird, indem sie dadurch an Urbanität, an schöner, reiner Menschlichkeit gewinnt, wie sie unter wenigen einen solchen Charakter in dem einzigen Schleiermacher besessen, nur tiefer des Göttlichen inne werden, welches sich am Wenigsten jenem rohen, ungeleckten Dorf-Pastor-Sinne des alten Rationalismus, oder gar jenem verfeinerten, diplomatisch zugestutzten, hierarchischen Junkerthume des modernen Pietismus erschließt, wohl aber der harmlosen, wirklichen Bescheidenheit des ächten Priesters, oder dem nicht minder bescheidenen Weltbewußtseyn desselben, welches, indem es das laute Wort der Offenbarung im Weltall vernimmt, zugleich wahrhaftes, zweifelloses Gottesbewußtseyn ist.

Eine so neue Aera für die Theologie heraufzuführen, durch Verneinung eine um so festere Bejahung zu gewinnen, sind allerdings nie Schriften geeigneter gewesen, als die von Feuerbach und Strauß, und namentlich unser angezeigtes Buch voll scharfen Salzes. Dennoch wünschten wir dem Werke nur wenige Leser, weil es in sich produktive verlangt. — Der Gesichtspunkt aber vor Allem ist für dieses Buch erforderlich, um es zu verstehen, um es in seiner großen Bedeutendheit zu erkennen, und durch Widerlegung und Anerkennung zugleich für die Wissenschaft fortzusetzen: daß es zum Behufe der Wissenschaft nothwendig für den Geist ist, daß er mit sich selbst mit seiner ganzen Existenz in das absoluteste Zerwürfniß ge-

rathe, dieses dann gegen sich sogar als System in strengster Methode herauskehre, um so, indem dieß auf allen Punkten der Forschung geschieht, zur Wissenschaft, im ausschließlichsten Sinne, zu gelangen. Das ist dann erst die wahre Lehre von Gott, der tiefsinnigste, wahrste Theismus, der durch den systematischen, in allen seinen Gliedern fertigen, rücksichtslos ausgesprochenen, in vollendeter Form ausgearbeiteten, aber auch durch und durch unwahr befundenen Atheismus hindurchgeht, um Gott = Gott, als letztes Resultat der Geschichte und Natur, zu erkennen, wie es bei Fichte erst hieß: Ich = Ich, und nun wieder bei Feuerbach heißt: Mensch = Mensch. Der Atheismus ist überhaupt — wer's fassen kann, der fasse es — die absolute Methode, die Dialektik schlechthin der Wissenschaft, deren konkreter Cyklus die Welt selbst ist, d. h. lebendiger Theismus, d. h. Wissenschaft = Universum, Universum = Gott und doch zugleich unterschieden von Gott, denn Gott ist Schöpfer des Universums und Gott ist Person, wenn auch absolute. Es ist jedoch die bornirteste von allen Bornirtheiten, einer Philosophie, die es so weit in ihrem Erkennen gebracht hat, noch den Vorwurf des Pantheismus zu machen. Pantheismus, wie schon früher bemerkt, hier gar nicht mehr denkbar. Indem aber alles dieses zusammengefaßt wird, lautet die Schlußfolge: Atheismus, als dialektisches Mittel, als unwahr zu erkennende Hypothese, in systematischer Durchführung, ist der einzig genügende, die Evidenz eines Axioms erreichende Beweis für die Existenz Gottes. —

Wir vermeiden in gegenwärtiger Betrachtung absichtlich über den näheren Inhalt unserer Schrift speciell zu referiren,

weil es den Schwachen, für welche die Lektüre derselben so wie so nicht geeignet ist, — und doch ist es jetzt unter den Schwachen, die sich freilich stark dünken, Mode geworden, Feuerbachs Buch zu durchblättern und auf seinen Inhalt zu schwören — doch nichts helfen würde, die Stärkeren dagegen das Ganze Punkt für Punkt in der dem Verfasser eigenenen Deduktion verfolgen müssen, um ihm oder uns Recht zu geben. Nur halten wir es allerdings für nöthig, über einzelne Stellen unseres Werkes noch einiges beizubringen. —

Bei Gelegenheit dessen, was Feuerbach Seite 285 äußert in dem Abschnitte: „der christliche Himmel oder die persönliche Unsterblichkeit" müssen wir ausdrücklich hervorheben, daß keine größere Uebereilung des Verfahrens denkbar wäre, die schon in solchem Verfahren die Seichtigkeit ihrer wissenschaftlichen Bildung zu erkennen gäbe, als die: Feuerbach und Strauß ohne alles Weitere auch als Menschen des Atheismus zu beschuldigen, oder der unbedingten Läugnung der Unsterblichkeit. Es sind die beiden letzten Standpunkte vielmehr bei den genannten Schriftstellern einstweilen immer nur als wissenschaftliche zu nehmen, mit dem Resultate des absoluten Nicht-Wissens vom Gegentheil, was aber allerdings in der Wissenschaft selbst, für das herausgestellte Moment, gleich ist dem Atheismus oder gleich jener Läugnung, was aber auch den mit jenen Schriftstellern mitdenkenden Forscher zur einstweiligen Verständigung, ja zur gewissen Aussicht führt, daß sich jene Männer einst auf einem höheren Studium des Wissens, welches vielleicht schon das seinige ist, mit ihm in dem positiven Resultate wie-

einigen werden, daß Gott existirt und der Geist nie aufhört.

Feuerbach sagt einmal an dem angeführten Orte: „Wenn ich nicht weiß, was und wie ich einst bin, wenn ein wesentlicher, absoluter Unterschied zwischen meiner Zukunft und Gegenwart ist; so weiß ich auch einst nicht, was und wie ich ehedem war, so ist die Einheit des Bewußtseins (!) aufgehoben, ein anderes Wesen dort an meine Stelle getreten, mein künftiges Sein in der That nicht vom Nichtsein unterschieden." — Will uns etwa Feuerbach durch seine Kühnheit erstaunen machen? Will er uns etwa durch ein Paradoxon unerhörtester Art überraschen? Es gelingt ihm nicht. Wir versichern ihm, daß wir das, was er sagt, nicht bloß setzen, als Fall, als bedingendes wenn setzen, sondern, daß wir im Denken längst eine Nöthigung gefunden haben, dasselbe sogar zu behaupten.

Allerdings sind wesentliche, absolute Unterschiede in der Intelligenz immer enthalten, denn sie sind eben Unterschiede des Wesens, des Absoluten selber, aber die Einheit des Bewußtseyns ist nicht aufgehoben, wiefern jener Unterschied der der Identität, der des Absoluten ist, sondern nur, wiefern es sich um Wesen oder Schein, um die Diremtion der Zeit und des Raumes, um Vergangenheit und Zukunft handelt. Freilich kann sich Bewußtseyn des Absoluten nur auf das, was wahr oder wirklich ist, beziehen, nicht auf das, was in der Erscheinung ewigem Wechsel unterworfen bleibt. Daher auch der aus dem Vorangehenden bei Feuerbach gefolgerte Schluß, daß dann ein anderes Wesen dort an meine Stelle getreten, und solches Seyn das Nichseyn wäre, nur gemacht wird aus dem

zweiten Hauptirrthume Feuerbachs, nach jenem bereits gerügten seines Ausgangspunktes, nämlich aus der Ansicht heraus, daß die Qualität des absoluten Wissens übereinstimme mit meinem Wissen. — Nein, das ist ein entschiedener Irrthum, in dem sich freilich noch Viele befinden. Im primitiven Denken vielmehr ist auch die Qualität des Wissens eine durchaus andere wie im sekundären. Gott weiß in der That alles Nicht-seyn-Sollende ganz anders, wie etwa der Mensch es weiß. Gott weiß es als das Seyn-Sollende, d. h. als das, was es seiner elementarischen, seiner substantiellen Natur nach ist, das Häßliche zum Beispiel als das Schöne, indem das Häßliche nur die gewollte und ausgeführte, äußerste Carikatur des Schönen, das Nichtwesenhafte selbst ist. Und da überhaupt im primitiven Denken alle Gegensätze getilgt sind, und in der Form des erfüllten Imperativs alles Seyn-Sollende als das Seyende gewußt wird, so weiß überhaupt das primitive Denken alles in einer ganz anderen Qualität wie das sekundäre. —

Allerdings ist hier — um alle Glieder in's Gleiche, in völlige Harmonie zu bringen, indem es sich um Gott, um Unsterblichkeit handelt, die Beide im primitiven Denken durchaus Eins und Dasselbe sind — es ist hier der letzte, der schwierigste, aber auch der entscheidendste Schritt vom Denken zu thun, ein Schritt, der aber kein Sprung, als Denkfehler, sondern der gesetzmäßige Salto mortale des höchsten, aber auch freiesten Denkaktes ist, der Schritt nämlich: die Vorstellung der Dauer, des Daseyns, für beide Begriffe zunächst einmal ganz aufzugeben, Gott und Unsterblich-

keit, beide ohne die *erscheinende* Individualität, ohne die *Dauer* des Individuums zu denken, und doch auch ohne *Pantheismus*, ohne das *All-Eins* der *bloßen Substantialität*, welches Denken als *Schluß*, als *Ende* aller Philosophie aber auch schon in jenes Denken wieder zurückgeht, welches wir am Anfange als *Anfang*, als Princip alles Philosophirens erörtert haben, und welches *Ein und Derselbe* Denkakt ist, das absolute Prius des Denkens, nämlich der erfüllte Imperativ alles Seyn Sollens. —

Es kann nicht verlangt werden, hier diesen inhaltreichsten Culminations-Punkt der ganzen Philosophie in ein helleres Licht zu bringen, oder seinen Inhalt gar im Einzelnen zu deduciren, denn das hieße in einer kritischen Beurtheilung die *Ausführung* eines *Systems* geben. Indessen, da, Feuerbach gegenüber, alles zuletzt auf die schärfste Fassung der Spitze alles philosophischen Denkens ankommt, so mußten wir an dieser Stelle wenigstens darauf hinweisen. —

So kann also sehr wohl — und ist auch der Fall — ein künftiges Seyn in der That nicht vom Nichtseyn in Vergleich mit dem jetzigen Seyn unterschieden seyn, was aber nur die Verschränkung der *richtigen* Formel ist, die Verschränkung, deren *Umkehr* erst die Wahrheit ausdrückt, daß nämlich das *gegenwärtige Seyn vielmehr als Nichtseyn bezeichnet werden müsse gegen das künftige Seyn*, weil sich vom Standpunkte des angegebenen Imperativs aus das Seyn *Sollen* zum Seyn allerdings verhält wie überhaupt das Nichtseyn zum Seyn. Uebrigens aber möge bei dieser Begriffsscheidung ja nicht übersehen werden, daß wir dabei auf den *Gegensatz* von *Erscheinung* und *Idee* reflektiren; da-

mit man uns nicht thörichterweise wieder die Fixirung von Diesseits und Jenseits zutrauen wolle, von denen wir eben so gut wie unsre altklugen Splitterrichter wissen, daß sie in der Idee völlig verschwunden sind, wie denn das Universum als solches, als absolute Gegenwart der Intelligenz, sich ja überhaupt auf keinem räumlichen Standpunkte offenbart, auf der Sonne, auf dem Sirius eben so wenig, wie auf der Erde, sondern nur in den Ideen, welche nicht bloß etwa die Urbilder, vielmehr die Geister selbst aller Weltsphären sind, da sie den Geist schlechthin in seinem ewigen Prius alles Zeitlichen und Räumlichen offenbaren. Doch weiter in unserem Buche. —

Man begreift wahrlich nicht, wie ein so scharfsinniger Denker, wie Feuerbach, plötzlich die so unläugbare Idee des Seyn Sollens (Seite 237) in die ganz vage Kategorie des leeren Beliebens, der subjektivsten Willkür hineinwerfen könne, da jene Idee vielmehr durch die strengste, sich in allen Zeiten und Räumen gleich bleibende Nothwendigkeit, nämlich durch's Denken-Müssen, bestimmt wird. Eben so gut könnte eine Schwankung und Abweichung bis in's Gegentheil in den mathematischen Wahrheiten vorkommen, und ihr Gesetz in jeder Sphäre ein anderes seyn, wenn die Idee des Seyn-Sollens sich je in ihren Forderungen widersprechen könnte. Denn das versteht sich wohl in aller Kunst und Wissenschaft, in aller Sittlichkeit und Gewissenhaftigkeit von selbst, daß dabei von Lust oder Unlust, von Angenehm oder Unangenehm ganz und gar muß abgesehen werden.

Wenn ferner Feuerbach ungetheilten Beifall verdient für die glückliche Nachweisung der äußersten Baufälligkeit des alten Lehrgebäudes der gedankenlosen Orthodoxie, und er unter

andern auch auf die oft aller Vernunft in's Angesicht schlagenden, von manchen Theologen mit einer so beispiellosen Denkscheu behandelten Lehren Augustin's und Calvin's — deren sonstige Größe und Tiefe wir sehr wohl kennen und ehren — hindeutet; so müssen wir doch auch mit der größten Entschiedenheit gegen ihn selbst da wieder auftreten, wo er die Idee Gottes auch nicht entfernter Weise ahnt, indem er der christlichen Ethik den harten und völlig unverdienten Vorwurf macht, daß sie das Gute, das Moralische durchaus vernichte, indem sie ihm einen ganz falschen Zweck unterschiebe. „Die moralischen Gebote, heißt es bei Feuerbach, werden wohl gehalten, aber sie sind dadurch schon der inneren Gesinnung, dem Herzen entfremdet, daß sie als Gebote eines äußerlichen Gesetzgebers vorgestellt werden, daß sie in die Kategorie willkürlicher, polizeilicher Gebote treten. Was gethan wird, geschieht, nicht, weil es gut und recht ist, so zu handeln, sondern weil es von Gott befohlen ist."

Wir dürfen hier nicht, ohne einseitig zu verfahren, bloß auf dasjenige reflektiren, was wirklich in der späteren Geschichte des Christenthums der Art des Verkehrten, ja des Monströsen vorgekommen ist, und was theils durch die Gedankenlosigkeit und Bigotterie, so wie durch den moralischen Verfall des auslegenden Klerus veranlaßt worden, theils mit der im alten Bunde herrschenden schroffen Auffassung des Gesetzes, als göttlicher Vorschrift, abgesehen von allem Inhalte, den genauesten Zusammenhang hat. Wir müssen vielmehr wieder die Idee selbst der christlichen Ethik uns vergegenwärtigen, wo wir denn auf's Neue, in Abweichung von unserem Verfasser, das Christenthum in seiner ewigen Größe und vollendeten Idealität anzu-

erkennen genöthigt sind, daß es nämlich vor Allem das Princip, den Haupt-Lebens-Nerv der ganzen Ethik hervorhebt. Denn, was ist doch zunächst alles Gesetz? Was ist alle Moral? Was ist das Gute? Was ist die Wahrheit? Was die Schönheit? — Todte, nichts bedeutende Abstracta sind es, ohne die Leben verleihende Idee, ohne Gott, welcher jene Abstracta erst verwirklicht und erfüllt, welcher sie erst zu Ausdrücken wirklicher Lebensmomente macht. Denn, in der That, es bezeichnen jene Worte höchstens Lebensmomente, nicht sind sie das Leben selbst in seiner Intensität, in seiner Einheit und Unendlichkeit, denen sie nur ganz accidentell angehören. Darum eben ist ja auch die Hervorbringung des Guten, des Moralischen nie ein Verdienst des Menschen, wohl aber stets die des Bösen, des Unmoralischen eine Schuld, weil jenes nur die vernünftige, die eigentliche Natur des Geistes selbst ist. Denn der Geist ist in der Erfüllung des Seyn Sollens nur er selbst, und nur in solcher Erfüllung er selbst, da er die Absolutheit des primitiven Denkens in der ihr eigenen Gleichheit mit sich selber erreicht, indem er das Gute hervorbringt. So ist auch Gott nur der adäquate Ausdruck für das Gute selbst, nicht in dessen todter Abstraktion, sondern in dessen eigentlichstem Lebensquell; so daß der Antrieb, die Gesinnung, der Zweck, die Vollziehung, die Vollendung und die unerschöpfliche Hervorbringung immer wieder auf's Neue desselben Guten; so daß also das Gesetz, die Kraft und die Erfüllung, alles in seinem absoluten, dauerlosen Zugleich ausgedrückt ist, indem in der christlichen Ethik das Gute auf Gott zurückgeführt wird. So daß selbst die Naivetät der Aussage: nicht deshalb soll das Gute hervorgebracht

werden, weil es gut ist — welches Letzte nur die todtgeschlagene Wahrheit, die langweiligste Tautologie wäre, ungeachtet der zweifellosen Wahrheit derselben — sondern weil Gott es will, der viel reichere, gewitzigtere, heitere, kurz der allein lebensvolle und ewige Ausdruck für die eigentliche Natur alles Guten ist.

Wenn „gut“ und „recht“ nicht sogleich dem bloßen Herzen entnommen, und vielmehr durch's Denken und aus dem Denken heraus erkannt werden, als die nothwendigen, ewig sich gleich bleibenden Bestimmungen des Geistes, welcher die Welt denkt und somit setzt, und daher im Guten und Rechten, wie im Schönen und Wahren Weltgesetze giebt; so werden gut und recht gerade durch das Herz bloße Launen, wenn auch liebenswürdige Launen, die aber eben so leicht im nächsten Augenblicke zu ihrem Gegentheil umgestimmt werden können. —

Ist man indessen nur erst durch die Wissenschaft zu der Einsicht gelangt, deren Mangel dem Rationalismus und der Orthodoxie im Allgemeinen in der wissenschaftlichen Cultur trotz aller Zusammenraffung äußerlicher Bildungselemente oft eine so gänzliche Nullität ertheilt, zu der Einsicht nämlich, daß die Vernunft das absolute Sensorium, der wahrhaft intelligible Raum des Universums ist, sobald es sich nur nicht um die Schöpfung der Welt, sondern nur um das Erkennen handelt; daß es daher das Unerlaubteste von allem Unerlaubten ist, von einer Uebervernunft immer noch zu sprechen, als wenn der Ausdruck und Inhalt der absoluten Vernunft für das Wesen Gottes ein Widerspruch wäre, und nicht vielmehr nur das geheimnißvolle Jenseits der Fassungskraft zum Theil jener Theologen, zum Theil freilich des Menschen bis dahin überhaupt.

dann wird man auch consequenter Weise nicht mehr, wie Feuerbach allerdings es thut, im Christenthum von einem moralischen Gebote, von einem Gesetz, als Instanzen für sich, sprechen können. Denn jene sind ja, wie bemerkt, für sich genommen, gar nichts. Sie sind vielmehr nur für mich, d. h. freilich für Jeden, für den Geist an sich; sie sind meine eigenste Vernunft, weil die Vernunft des Universums. Der Geist ist im Vernünftigen nur Einer, denn er ist im Vernünftigen bei sich, und nur im Vernünftigen bei sich; er giebt und bejaht sich daher nur selbst, indem er das Gesetz giebt und erfüllt. Daß das Christenthum aber lehrt und mit Recht lehrt, der Mensch als solcher (als bloßes Produkt des Planeten) könne das Gesetz nicht erfüllen, ist wieder ein ganz anderes, höchst inhaltschweres Capitel, und gehört hier nicht her. Jener Geist aber, der das Gesetz giebt und erfüllt, ist in seiner schöpferischen und vernünftigen Universalität eben Gott. Daher ist und bleibt der vollendetste Ausdruck für das letzte Motiv der Hervorbringung alles dessen, was seyn soll, allerdings Gott und nur Gott. —

Das Bild, welches unser Verfasser Seite 339 u. s. f. von dem Glauben entwirft, welcher eitel geworden, ist in Lebensgröße und mit Meisterstrichen in der Kunst des Treffens ausgeführt, und der geistliche Stolz möge an der Schönheit dieses Bildes einen Maßstab finden für seine eigene Häßlichkeit, und sich schämen seines so häufig zu vernehmenden, schönrednerischen, salbungsvollen Egoismus, seiner grenzenlosen Anmaßungen über die Seelen, unter dem weiten Talare scheinbarer Demuth, in welchen er sich so gern zu hüllen pflegt, und tiefer durchdringen das Wesen der ächten Demuth und des ächten Glaubens. —

Sollten wir nun zum Schlusse für die Charakteristik Feuerbach's noch etwas anführen, nach dem, wie er sich in dem besprochenen Buche, wie er sich in seinen übrigen Schriften uns giebt, so wäre es freilich etwas, was ihn im Urtheile engherziger Baalsdiener vollends wieder zum Helden stempeln wird, was uns aber kein Grund seyn darf, es zu verschweigen, da wir mit unserer Bemerkung vielmehr das Menschliche als solches, in seiner abgesondertsten Entfaltung, als Welt für sich, ausdrücken wollen, welche Entfaltung dennoch aber so sehr den Einfluß des Universums erfährt, daß sie als Erd-Blume mit üppig wuchernden Blättern der Phantasie über die Erde hinaus in den Himmel rankt, und wäre es auch zuerst nur der Himmel der alten Götter. Feuerbach's Natur nämlich ist eine solche, die in jenen ewigen Gedichten Göthe's ihren classischen Ausdruck findet, als da sind: Meine Göttin, Harzreise im Winter, Wanderers Sturmlied, Prometheus, und vor Allem: das Göttliche. Das letzte Gedicht, vor dessen heidnischer Fassung gewiß schon manche Theologen erschraken, ohne zu bedenken, daß auch die Herrlichkeit des Heidnischen dem Christenthum gehört, spricht nach unserm Dafürhalten ganz und gar die Natur und Weltbetrachtung Feuerbach's aus, in ihrem hohen, ethischen Adel, bis auf das „Ahnen" jener „unbekannten Wesen" und die „Verehrung der Unsterblichen, als wären sie Menschen." —

Es wird, hoffen wir, den Kundigen nicht entgehen, wie in demjenigen, was wir des Positiven in unserer Beurtheilung beigebracht haben, alles das mitenthalten ist, was das wahre Wesen des Christenthums ausmacht, welches, ungeachtet der scharfen Polemik Feuerbach's, dennoch für alle Zeiten in

seiner Universalität unerschüttert dasselbe bleibt. Das Christenthum ist aber freilich, aus der Idee begriffen, so wenig eine Religion neben anderen Religionen; daß es sogar nicht bloß Religion überhaupt ist. Denn das Christenthum ist vielmehr die der Vernunft, die dem Denken einzig entsprechende, an gar keinen bloß geschichtlichen Anfang seines Entstehens, oder an ein Ende seines Vergehens geknüpfte Anschauung des Planeten als Momentes des Universums und des Menschen als Gott-Menschen. Das Christenthum kann nicht dafür, daß gerade die Theologen es oft so engherzig, so kleingeistig gefaßt, und die Erde, in Uebereinstimmung mit jener spekulativen Hypothese, zum Mittelpunkte des Weltalls gemacht haben; eben so wenig, wie die Wissenschaft dafür kann. Uebrigens ist das Hegelsche System, sind Feuerbach und Strauß, und ist ganz besonders ein neuer, auszuführender, kühner Fortschritt in der Philosophie in unserer Zeit vorzugsweise dazu berufen, die Wissenschaft wieder auf ihre wahre Würde aufmerksam zu machen, und namentlich die Philosophie zu befreien von den unwürdigen, ewigen Hülfeleistungen an die Bedrängnisse und Bedürftigkeiten der Theologie. Diese vielmehr wird selbst erst gedeihen, wenn sie eine Zeit lang für sich steht und einsteht. Viele der bisherigen, jetzt leider zur wissenschaftlichen Mode gewordenen Religionsphilosophieen haben der Philosophie einen gar nicht zu berechnenden Schaden gebracht. Es muß jene Doktrin, als System, wenigstens in der bisherigen Fassung, zum Heile der Philosophie ganz und gar umgearbeitet werden, um, vom Standpunkte der Philosophie aus, wieder einzusehen, daß alle Sphären des Weltalls nach einem ganz

anderen Schwer- und Mittelpunkte hin graviтiren, als der ist, welchen die Erde abgeben könnte, und das alle Ideen auf eine Intelligenz hin weisen, in welcher der Geist des Menschen und der Geist der Menschheit selbst nur Momente sind, eine Intelligenz, in welcher allein jene Sphären und diese Ideen ihren unendlichen Inhalt zum absoluten Präsens des ihn wissenden Universums constituiren.

Franz Ritter von Baader.

1842.

Man sah vor noch nicht langer Zeit durch die Hauptpforte eines Kirchhofes zu München einen Sarg getragen werden, dem ein unbeträchtlicher Trauerzug folgte. Der Klerus hatte sich schon in weißer Stola mit dem farbigen Bandelier um das Grab gestellt. Ein frischer, kühlender Lufthauch kam von den blauen Bergen Tyrols, und wehte hinweg über die stolzen Palläste der Vorstadt, über die demüthigen Erdhütten der Gräber, über die entblößten Häupter der ehrwürdigen Priester, über die letzte Stoppel dieses greisen Alters oder über die frische Tonsur der letzten Weihe. Die Fahnen und die Fähnchen flatterten am Winde, sie entfalteten das Bild des Erlösers und rollten es wieder zusammen. Die Crucifixe blitzten im Sonnenschein oder grünten im Schatten der Bäume. Ein ernster, langsamer Todtengesang wälzte seine schweren, lateinischen Klänge wie aus dem Grabe hervor, aus dem Grabe, das vor uns lag, aus dem Grabe des Mittelalters. Man glaubte in diesen lang ausgehaltenen deus und christus, in diesen gratia und charitas, in diesen sanctus und dolorosus die schon auferstehende Schar

der Heiligen, der Gerechten zu vernehmen. Man hörte die eben vorbeiklappenden Klotzschuhe der Barfüßermönche, man hörte die dominus vobiscum der Messe lesenden Priester, das hell unschuldige Klingeln der dienenden Chor-Knaben. Man hörte auf's Deutlichste die niederfallenden Kniee des Volkes. Die Glocken der jungen und doch schon so erhabenen Kirchen des alten Monachiums warfen ihre dumpfen, ihre zitternden Klagetöne in den Gesang, und fachten noch höher die Flamme der Andacht.

Aber — der Gesang ist geendigt, die Leiche angekommen, das Gebet wird gehalten, das Weihwasser gesprengt, der Segen gesprochen. Schon sinkt der Sarg. Auf allen Gesichtern jener gemeinsame, bloß machende Ausdruck des Schmerzes, des Triumphes, daß der Tod alles wieder ausgleicht, daß er die Menschenrechte wieder herstellt, daß er über den Gelehrten wie Ungelehrten die allgemeine Erdendecke der Vergessenheit schlägt. Aber man las auch auf anderen Gesichtern noch anderes. Man las auf den hervortretenderen, den ausdrucksvolleren die Macht jenes seltsamen Aktes, wenn man den Denker in die Erde legt, den Denker, der ewig die Erde, den Staub von seinen Füßen schüttelt, und der nun doch, wie die Leute sagen, hinunter muß. Aber man las auch auf anderen Gesichtern wie die letzten Spuren eines verschwindenden, eines ausgesöhnten Haders. Man las, daß der Verstorbene in der letzten Zeit großes Aergerniß gegeben; so daß er nur seines sonstigen Glaubens halber den Segen der Kirche bis zuletzt noch behalten. Denn hatte er nicht die heilige Mutter trennen wollen von ihrem rechtmäßigen Oberhaupte? Hatte er nicht eine Art republikanischer Kirche einführen wollen? Hatte er nicht

von einer deutsch-katholischen Kirche ohne den heiligen Vater phantasirt? — Doch — gehen auch wir dem Grabhügel Baaders unseren grüßenden Scheideblick, mischen auch wir uns unter die Heimkehrenden, und denken zur Feier nach der Eigenthümlichkeit des merkwürdigen Mannes! —

Franz Ritter von Baader ist eine Gestalt, die ganz und gar dem Mittelalter angehört, bis auf unergründliches tiefsinniges Helldunkel einer Mystik, die sich durch keine Philosophie je aufzuhellen wußte, bis auf die Kreuz- und Quer-Gänge einer Scholastik, deren hallende Gewölbe, deren stattliche, festgefugte Säulen, deren lange Perspektiven zuletzt doch immer auf den Haupt-Altar des katholischen Princips wieder zurückführten. Nur zweierlei lebte und arbeitete rastlos in diesem Manne, das er entschieden von der neuen Zeit empfangen hatte, dem er aber unterlag, wiefern er es nie in Harmonie mit sich selbst zu bringen, nie in ein systematisches Werk hineinzuarbeiten verstand; es war — die Naturwissenschaft und die Freiheit. Diese beiden Haupterrungenschaften der neuen Zeit hatten Baaders feurigen Geist so gewaltig bewegt, daß er, während seine Natur ächt mittelalterlich blieb, auch wohl seine Erziehung es gewesen, doch nie den innern Widerspruch, wie den Aufruhr entgegengesetzter Agentien aus sich herausbringen konnte, indem er zuletzt nur dahin gelangte: weder alt noch neu, weder ganz Scholastiker noch ganz Naturphilosoph zu seyn. Baaders Beruf, welcher auch Leben weckend auf die Zukunft wirken wird, war der, ungeachtet alles Reisens und Experimentirens, ungeachtet alles Aufklärens und fast Revoltirens mit der Freiheit der Intelligenz auf katholischem Gebiet, dennoch stets in dem Kloster der Mystik zu ver-

bleiben, und aus tiefster Beschauung zuletzt eine Theosophie zu gewinnen, die sich als ein zusammengekugelter Rosenkranz von lauter Aphorismen bunt genug herausstellt, nirgend aber als ein Ganzes, nirgend als System erscheint. —

Franz v. Baader war eine im höchsten Grade schnelllebige Natur, obwohl er sehr lange gelebt hat. In keiner Weise ängstlich, in keiner Weise Pedant, verrieth er schon in seinem Aeußeren die höchste Ungenirtheit und Beweglichkeit; vollends aber verrieth es sein Studirzimmer, daß hier ein Mann ohne viel Federlesens wohnen müsse. — Baader gehörte zu den Menschen, die stets auf der Straße, und noch dazu wo möglich im Gehen, ihre Uhr aufziehen, wie ich selbst mich denn erinnere, ihn so zum ersten Male in München gesehen zu haben. Es sind das Menschen, mit denen man schnell bekannt wird, schnell bei den interessantesten Gegenständen des Gesprächs angelangt ist. —

Man begegnete einem Manne, den n maeben so gut für einen pensionirten Militär nehmen konnte, obwohl Blick und Stirn allerdings den Denker erkennen ließen. Ein leichter, weicher Strohhut, etwas schief gesetzt, von hellgelber Farbe, mit schwarzem Sammetband', auf dem Kopf; ein einfacher Oberrock, der selten zugeknöpft wurde, weder gewählte noch veraltete Unterkleidung, ein Spazierstock, schneller Gang, schnelle Geberde, schnelles Spiel der Arme, viel Blick nach außen; man errieth nicht leicht, daß dieß der Mann der mystischen Selbstbeschauung, daß dieses Franz v. Baader sey. Ich hatte das eigene Unglück, ohne selbst Baader auch nur zu ahnen, ihn ansprechend, mich nach der Wohnung von Görres zu erkundigen, von Görres, mit dem er, wie man mir sagte, in

höchst gespanntem Verhältnisse stand: so daß ich Baadern, für die spätere Bekanntschaft, selbst meinen früheren Besuch bei Görres ausgeplaudert hatte. —

Auf Baaders Studirzimmer sah man sich fast umsonst nach einem Bücher-Repositorium um. Alles machte hier den Eindruck, als wäre Herr v. Baader im Umziehen begriffen; als wäre er unterweges, als befände er sich eben auf einer großen Reise. Eine Art langen Schultisches. Die Bücher in langer Reihe auf demselben. Hier und da Manuskripte. Kaum eingetreten, sitzt man schon, wird man schon mit dem neuesten Manuskripte bewirthet. Schnell vorgelesen, schnell durchgesprochen, schnell Hypothesen, Zukunftspläne, geniale Combinationen hingeworfen. Schnell in die tiefste Strömung mystischer Spekulation hinunter, schnell wieder aufgetaucht. Es folgt eine Ekstase, die an Entzückung grenzt, ja Entzückung ist. Wetterleuchtende Worte hingeschnellt, jach niederfahrende Verachtung über die Stupidität gewöhnlicher Köpfe. — Das Wort stupide war unentbehrlich für Baader, um zu leben. Alles das aber in liebenswürdigster Offenheit. Trotz all' der elastischen Leichtigkeit doch immer wieder ein Ernst, ein prophetisches Donnern und Zürnen, plötzlich ausbrechend, das den früher rasch hin lebenden Mann kaum wieder erkennen ließ. — Aehnlich zeigte sich Baader auf dem Katheder. Aehnlich muß er in seinem ganzen Leben gewesen seyn.

Baader hatte viel Reisen gemacht, und zwar gewiß nicht ohne großen, umgestaltenden Einfluß auf seine philosophischen Ansichten. Baader war unter anderen in Rußland gewesen, er hatte Irland, er hatte England gesehen. Er trat auch auf diesen Reisen überall in seiner leichten Beweglichkeit auf. In Memel sogar als philosophischer Werber. Baader gewann hier plötz-

lich einen Knaben so lieb, und glaubte in ihm den künftigen, großen Denker so deutlich zu erkennen, daß er die Eltern auf's Dringendste anging, ihren Sohn der Philosophie zu widmen, da er unzweifelbar zur Philosophie berufen sey. Indessen ist Baaders Wunsch nie in Erfüllung gegangen. Wirklich war jener Knabe eine Natur von eminenten Gaben, besonders von außerordentlichem Rednertalent, mit welchem er später in der Geschichte des Königsberger Studentenlebens, als sogenannter Bursche, glänzende Sensation erregen sollte. Sein Name war Bukka; sein Aeußeres höchst markirt. Mancher unter uns wird sich erinnern, ihn an öffentlichen Orten als immer beredten Sprecher gehört zu haben. Der junge Mann hatte indessen nicht Philosophie studirt, sondern Jurisprudenz. Dabei beschäftigte er sich viel mit Literatur, gerieth leider in eine grenzenlose, doch immer geistreiche Sophistik, für und wider Alles, und starb, nachdem er kurz vorher die edelste Menschenfreundlichkeit in dem Wirken für Cholerakranke bewiesen hatte, an der Schwindsucht. —

Doch weiter zu Baader. — Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Baaders Aufenthalt in Rußland und England, bei der ihm außerdem noch eigenen vielseitigsten Vertrautheit mit deutscher Bildung, es großentheils veranlaßt hat, daß er sich früh schon mit der Idee einer deutsch-katholischen Kirche ohne Papst herumgetragen, da er in jenen Ländern, bei viel äußerem Ritus und dem Festhalten am Dogma, wohl Typen dazu in feinem Sinne finden konnte. Nur daß er dabei, wie Viele in unserer Zeit, ganz und gar verkannte, daß die Kirche ihrer eigentlichen Idee nach, im Unterschiede vom Staat, über alle Volksgeister hinausgeht, um vielmehr die Menschheit vor Gott zu umfassen.

Baader hatte auf seinen Reisen als Bergrath nicht umsonst die freie Luft der Gebirge geathmet. Er war nicht umsonst in die Steinkohlenbergwerke Englands hinuntergestiegen, um oben wieder um so durstiger auch die Freiheit Englands zu athmen. Man könnte meinen, wenn man ihn so täglich auf den Straßen vorbeischießen sah, er suche in diesen langen, öden, menschenleeren Straßen Münchens sehnsüchtig das freie, das menschenerfüllte England. Baader war eigentlich von der Freiheit dermaßen eingenommen, er war so sehr in seinem Innersten ein Verfechter derselben, daß er auch äußerlich — besonders in der letzten Zeit — immer mehr in Gefahr kam, den Katholicismus über dem liberalen Princip zu vergessen. Es ist charakteristisch, daß gerade Baader die Ludwig-Maximilians-Universität in München mit einer Rede über die Freiheit der Intelligenz eröffnete. Ob aber Baader den Staat eben aus der Idee der Freiheit der Individuen und der Volksvertretung, wie derselbe als das höchste sowohl der jetzigen Wissenschaft als des Völkerbewußtseyns sich zu erkennen giebt, ob er die wahre Kirche, als ein auch in ihrer Dogmatik reell zu gliederndes, vernünftiges, weder rationalistisches noch supernaturalistisches oder gar pietistisches, weder katholisches noch protestantisches Zusammen der Volksgeister aus dem Gesichtspunkte Gottes gefaßt hat, das bezweifle ich allerdings, indem seine Polemik und sein leidenschaftlicher Enthusiasmus, die er beide bisweilen in ganz unangebrachter Weise walten ließ, jenes stark unwahrscheinlich machen. —

Baaders Hauptfehler war ein zu complicirtes, formell überladenes, ein zu mittelalterlich-verschnörkeltes Denken. Wenn Baader denken wollte, so bedurfte er stets — wenigstens im

seinem Kopfe — eines unendlichen Aufwandes. Er bedurfte einer Elektrisirmaschine, einiger Galvanischer Batterieen, einiger Scholastiker, der Mystiker ohnehin, zumal Jakob Böhme's, und auch wohl wo möglich einiger Bände von Kants Werken, um an Kant wegen der, wie er meinte, durch Kant veranlaßten „Stupidität" des Rationalismus, seinen Zorn auszulassen. Daher eben konnte Baader nie ein solches Denken, dessen Füllung so heterogene Bestandtheile, so viele Aeußerlichkeiten ausmachten, auch nur zusammenhalten, viel weniger denn organisiren. Es zerplatzte solches Denken bei ihm zuletzt immer in der Geburt schon als eine mystisch-spekulative Bombe, obwohl allemal zu großer Verwüstung des Gegners, und heraus flogen die unscheinbarsten und die klobigsten Stücke, Dilemmata und Axiomata, Hypothesen und Demonstrationen, Experimente und Visionen, synthetische und analytische Untersuchungen, und so entstanden denn die unübersehlichen, die wirklich tiefsinnigen Fragmente Baaderscher Werke.

Es gab eine Zeit in Deutschland, in der die denkenden Theologen — den anderen war und ist Baader natürlich eine eben so unbekannte Größe, wie etwa Daub — wenn sie ihn auch nicht ganz verstanden, doch immer mit Freude und Beruhigung auf Baader hinblickten, weil der Mann die Philosophie offenbar so hoch stellte, weil er in so naturwissenschaftlicher Bewaffnung focht, und weil er dennoch überall die Wahrhaftigkeit des christlichen Dogmas anerkannte, ja sie eben vertheidigte. Man konnte im Nothfall eines bedeutenden Verlustes an die Aufgeklärten, einen glänzenden Succurs von Baader erwarten. Ja, man darf behaupten, selbst für die Zukunft noch ist Baaders Tiefsinn eine Quelle,

deren Heilwasser und ätzende Kraft künftige Genien benutzen werden, die einst mit dem Scharfblicke streng wissenschaftlicher Methode und des Verneinens der Modernen, auch wieder die des *Schaffens* in der Philosophie und Theologie verbinden werden. —

Was nun aber die *eigentliche* Lehre Baaders betrifft, so faßt er unseres Erachtens die Natur durchweg als das Analogon des Geisteslebens; so daß die ihr gegenwärtig eigene Uebergewalt und Feindlichkeit gegen die Intelligenz nur aus der Verwahrlosung der geistigen Potenzen und deren ursprünglicher Harmonie herrühre, so wie die Wiederherstellung der Natur zu dem, was sie seyn soll, nur durch die *Erlösung*, durch die Befreiung des Geistes von ihrer Gewalt zu bewerkstelligen sey. Baaders Standpunkt ist der *Theologie* nach ganz der *augustinische*, nur daß bei Baader das weitere Vordringen in der *Erkenntniß* der *Natur*, da in diese durch das Böse das feindliche Princip als Uebel eben mitgesetzt ist, als *fortgesetzte*, erlösende Thätigkeit betrachtet wird, eine Thätigkeit, die, nach Baader, jedoch stets auf *das Christenthum* zurückzuführen ist. Aber es bleibt in dieser Baaderschen Ansicht freilich immer etwas Mystisches, etwas Dunkles zurück; denn Baader hat nie gezeigt — weil er selbst es schwerlich *erkannt* hat, — wie die Erlösung als *nothwendig* aus der Idee der *absoluten Religion*, aus der *Persönlichkeit* Christi zu *begreifen* sey, eine Lehre, die wir der *Wissenschaft* der Theologie und der *wahrhaften* Philosophie, trotz Strauß und Feuerbach und Bruno Bauer, nicht erlassen können, ja in deren Besitz wir die Philosophie bereits *wissen*. Statt dessen begnügt sich Baader immer nur mit einem geist-

und oft witzreichen Umhertasten an der Natur. Daher auch seine Freiheit der Intelligenz früher mit Recht viel gelten mochte, jetzt aber zurücksteht hinter der Höhe der Spekulation und der wirklichen Staatswissenschaft, indem Baader zwar dafürhält, daß die Freiheit in außerordentlicher Weise in Christo personbildend gewesen, aber — weil er dieses nicht erkennt, nicht in seiner strengsten Vernünftigkeit begreift, — auch nicht einsieht, wie dieselbe Freiheit durch den Erlöser für alle Individuen als solche folgt; so daß auch geschichtliche Ereignisse, wie die erste Revolution Frankreichs, ganz anders noch zu beurtheilen sind, als Baader es ausführt, nämlich nicht bloß aus der Ansicht einer „Empörung der Geister."

So kommt durch das Alles in Baaders ganze Lehre ein Widerspruch, eine Schiefheit. Auf der einen Seite ist er im höchsten Grade liberal, auf der anderen durchaus abhängig und unfrei von einem Unerkannten, von einem schlechthin zu Glaubenden, kurz von seiner besonderen Theorie. Auf der einen Seite durchaus ein Vertheidiger der Vernunft, und ihrer untrüglichen und allerdings unwandelbaren Rechte, so wie der freien Untersuchung; auf der anderen dagegen, selbst von einer unbegriffenen Natur in den magischen Kreis des bloß Wunderbaren, des Unheimlichen hineingebannt. So weit über die eigentliche Lehre Baaders.

Es giebt in der ganzen deutschen Literatur gewiß keine Sprache, die in dem Grade barbarisch und sinnig zugleich wäre, als die Baaders. Es ist wahr, für den ungeübten, ja für den geübteren Leser, wenn er nicht viel Uebersichtsgabe besitzt, ist es kaum durchzukommen! Clausel auf Clausel; grie-

chischer, lateinischer, französischer, englischer Ausdruck; so daß lauter Härten des Styls erzeugt werden. Dennoch kann man deutlich nachweisen, wie Baader selbst, der sich scheinbar aus dem Style gar nichts machte, beim Schreiben dennoch einem ganz seltsamen Schönheitsgesetz folgte, dessen Haupt-Norm für ihn in dem Wortspiel, in dem Gleichklang bestand; so daß man hier sogar eine gewisse Symmetrie der angebrachten kleinen Barbareien nachweisen kann. Ein Hauptirrthum Baaders indessen beim Schreiben war der, daß er meinte, durch den fremden Ausdruck allein, durch das Spielen mit zwei ähnlich oder gleich ausklingenden Fremdwörtern schon das Geistreiche hervorgebracht zu haben. Oft ist dieses bei ihm wirklich bis zum Witze der Fall, oft aber auch ist es eine bloße Spielerei, die nicht bedenkt, daß so der Gedanke an Kraft und an Schärfe und somit an Wirkung verliert. —

Baader hat unseres Wissens in der ganzen, deutschen Literatur nur einen Geistesverwandten in seiner Art zu schreiben. Dieses ist — nicht Marheineke, sondern der Graf von Byckoi, ein höchst genialer Sonderling, Philosoph und Naturforscher zugleich, den man seit einigen Jahren regelmäßig vorn in der Okenschen Isis mit einem Stück Abhandlung antreffen kann, der Schreibart nach gleichsam als personificirtes Schild all der exotischen Steinarten, Gewächse und Thiere, welche jenes naturwissenschaftliche Journal im Folgenden dem Leser vorführt. Dabei ist Byckoi auch noch Dichter, dessen Attribut aber freilich nicht die Lyra, sondern eine Aeolusharfe seyn müßte. —

Es ist übrigens nicht zu läugnen: der auf den höchsten Ernst der Wissenschaft und des Lebens hingekehrte Baader macht oft in seinen Wendungen und Widmungen, in seinen Send-

schreiben und Abhandlungen den Eindruck eines Renommirenden. Er widmet als Katholik seine spekulative Dogmatik (von München aus!) dem Professor an der Universität und Pfarrherrn an der Dreifaltigkeitskirche zu Berlin, Herrn Dr. Marheineke; dann erscheint wieder plötzlich ein Sendschreiben an den Grafen, Herrn von Malfatti; dann wieder eins, und noch dazu über die Liebe, an eine Dame, ebenfalls sehr romantischen Namens, obwohl über die heilige Liebe und so fort. — Wir wissen sehr wohl, es hing dieses alles mit einem gewissen, jedoch wirklich poetischen, Schaugepränge des Ritters, nicht des Professors, Franz von Baader zusammen, und ist an sich sehr unschuldig, ja, wenn man will, interessant; wir mußten jedoch selbst den übeln Schein hier rügen. — Auch mit dem Französischen trieb Herr von Baader viel unnöthige Coketterie. — Im Deutschen aber sind bei ihm die Eigenthümlichkeiten, die Provinzialismen oft so stark, daß sie mitunter sogar gegen das Sprachrichtige, wenigstens Gebräuchliche anlaufen. So schreibt er „beede" statt beide, er construirt die Präposition ohne mit dem Dativ und dergleichen mehr. Wir gedenken dieser geringfügigen Einzelnheiten hier nur deßhalb, damit man uns nicht einer zu parteiischen, verblendeten Hochstellung des Mannes bezüchtige.

Baaders bleibendes Verdienst ist: die Wiedererweckung der Mystiker und die, großen Schwierigkeiten unterliegende Einführung derselben in das Gebiet der heutigen, so mündig gewordenen Naturwissenschaft. In so fern ist Baader in der That eine Metempsychose von Baco v. Verulam und Jakob Böhme zugleich. Baader hütete mit einer wahrhaft erhitzten Wachsamkeit jene dunkle, ewig schwan-

gere Tiefe des deutschen Ideenlebens, aus der die Dämonen mystischer Selbstbeschauung weissagend heraufsteigen, und die denn bald der Finsterniß, bald dem Lichte angehören. Baader hatte Recht, viel von der vorsichtigen Anwendung solcher ursprünglichen Empfängniß zu erwarten, aber auch nur von der *vorsichtigen* durfte er es. Anfangs war ihm die Zeit günstig. Kant, der eigentliche Antipode Baaders, hatte sattsam und fast welterobernd seine besonnene Kritik walten lassen. Da erwachte wieder der Sinn für's Mysterium. Fichte war aus purem Ich zuletzt selbst wieder mystisch geworden. Schelling hatte mit unerschrockenem, höchst genialem Blick den größten aller metaphysischen Sonnenflecke, den Böhme bereits gesehen haben wollte, den *dunkeln Grund* nun wirklich im Absoluten, in der Gottheit, nicht bloß gesehen, sondern beobachtet und construirt. Hegel zeigte, ungeachtet aller meisterhaften Methode, doch fortwährend so viel Ehrfurcht vor allem Unmittelbaren, daß er der Mystiker, daß er Baaders selbst immer in Ehren erwähnte. Nur in der letzten Zeit mußte es sich Baadern bei dem weiteren Fortschreiten der Philosophie zur Nothwendigkeit einer bleibenderen Systematisirung, bei der allgemeinen Anerkennung, zu welcher die Vernunft, als *einzige* Allgemeinheit, gelangte, aufdrängen, wie schwer haltbar gewisse Behauptungen der Mystiker auf die Länge hin seyn würden. Baader wurde gereizt, wurde, ohne daß er's wußte, seiner eigenen Doktrin wegen besorgt, ja wir erhielten von einem der wenigen, bekannt gewordenen seiner Schüler, von dem vortrefflichen *Hoffmann*, Professor der Philosophie in Würzburg, den Versuch einer Darstellung des Baaderschen *Systems*; verbunden mit einem gewissen Pochen auf dessen vorzugsweise

Gültigkeit. Dennoch kann immer nur uneigentlicher Weise von einem Systeme Baaders gesprochen werden. Baader gab uns statt wirklicher Philosophie immer nur Fragmente einer Theosophie und Physiosophie. Er behandelte die Ideen der Physik und Metaphysik stets viel zu unmittelbar und losgerissen, als daß wir in seinen Aphorismen mehr als höchst fruchtbare Orakelsprüche erkennen könnten. Diese aber werden, als solche, als glückliche, überaus scharfsichtige Weissagungen sich vollauf in der Zukunft bewähren, und sie seyen den denkenderen Physikern, die nicht in ihrer geistigen Existenz an der rohen Empirie zu Grunde gegangen sind, auf's Beste zu wiederholter Betrachtung empfohlen. — Das aber ist die durchlaufende, geniale Ader in allen jenen Baaderschen Aphorismen, daß er die Wahrheit des ursprünglichen Zusammenhanges alles Physischen und Ethischen auf's Deutlichste erkannt hat, so wie den endlichen Bruch in den beide zweifelsohne gekommen sind. Man wird — es ist gewiß — wie sehr man sich jetzt noch gegen ein solches Zugeständniß sträuben und sperren möge, binnen kurzem durch die Erkenntniß dazu gezwungen werden. Die Philosophie wird bei ihren zu erwartenden Fortschritten Baaders Seherauge auch in dieser Hinsicht zur Anerkennung bringen.

Es war übrigens rührend, im Umgange mit Baader zu bemerken, wie er in der Hoffnung immer noch lebte, solche Anerkennung auch erleben zu werden. Er war auch darin ein ächter Seher, daß er sich, wie jene alten Propheten alle, nie auf die triviale, chronologische Berechnung verstand; daß er daher seine Weissagungen in eine viel zu nahe Zukunft verlegte. Auch Baader laborirte, wie viele Genien, an einer zu

elliptischen Perspektive. Sie aber bewahrte ihn dafür auch wohlgemuth und selbst körperlich rüstig und gesund. Baader hatte sich bis in die letzte Zeit hin in einer merkwürdigen Frische und Kraft erhalten. Man ahnte in ihm nicht entfernt den Siebziger. Stets leuchtete und wärmte und blitzte in ihm jenes Urfeuer der Idee, jene Begeisterung, welche viele belächeln, weil sie solche nur vom Hörensagen kennen, weil sie deren Größe eben so wenig verstehen als besitzen. — In Baader ist vor allem der Ausspruch, den er auch bei Böhmen so rühmte, charakteristisch: der Blitz ist der Vater des Lichts. — Dieses Gewitternde und daher Befruchtende war seine eigentlichste Natur. Baader wetterte stets von Welt-, von Todes-Verachtung, aber nicht in mönchischer, nicht in großthuerischer Weise, sondern überall, auch auf dem Katheder, war es etwas von jenem Paulinischen Blitze: Tod, wo ist dein Stachel, Hölle, wo ist dein Sieg? Oder von jenem des Görlitzer Schusters, als er das Zinngefäß sah und ein neuer Mensch wurde, jener metallische Blitz, der zugleich der Blitz der Gestirne, ein langer, zündender, ewiger Blitz des Himmels, der das Leben wie ein heiliges Opfer aufbrannte, und durch den Baader auch gestorben ist. —

Die Kritik in Charlottenburg

oder:

die Gebrüder Bauer.

1844.

Wir sind uns bewußt, Humor genug zu haben, um den gegenwärtigen Humor und die Stellung der drei Gebrüder Bauer in Charlottenburg sehr wohl zu begreifen. Wir gönnen ihnen diesen Humor von ganzem Herzen, und wünschten nur, daß alle ihnen selbigen gönnten wie wir. Wir wünschten überhaupt, daß man den Brüdern auch jetzt, in ihrer merkantilisch-kritisch-schriftstellerischen Isolirtheit, mehr Gerechtigkeit in der Beurtheilung bewiese; daß man sich mehr in ihre Lage zu versetzen verstände, als es der Fall zu seyn scheint. Wir haben das Verlangen, ihnen Gerechtigkeit zu zollen, und uns unumwunden über sie auszulassen. Wir werden dabei weniger den früheren, kritisch-theologischen Standpunkt Bruno's im Auge haben, als vielmehr den gegenwärtigen, wie dieser sich ohne Rückhalt, zumal in dem Briefwechsel Bruno's mit seinem Bruder und in der Literatur-Zeitung, fast als ein für allemaliger Abschluß zu erkennen giebt. Diejenigen aber haben in dieser Sache gar kein Wort mitzusprechen, welche schon von vornherein selbstsüchtige oder wohl gar — wie sie sich schmeicheln — unfehlbare Ansichten an die Literatur heranbringen, denn es gilt für unsern Zweck eben auch, das höchst Bedenkliche und den Unberuf solcher Unfehlbarkeit nachzuweisen.

Dieses ganze, jetzige Etablissement der Gebrüder Bauer in Charlottenburg hat etwas durchaus Eigenthümliches, Bedeutungsvolles. Wie schnell, wie jählings diese Metamorphose, welche Bruno durchmacht! Er kommt eben noch von der Orthodoxie her. Aber schon ist auch er bereits Ketzer genug, eine Zeitschrift für spekulative Theologie herauszugeben. Die Synoptiker und andere wissenschaftliche wie publicistische Unternehmungen beschäftigen ihn angelegentlichst. Er gelangt zu einer Kritik, welche ihn noch weit über Strauß, ja über Feuerbach noch hinausschnellt. Er gehört zu den Dreistesten der Dreisten in den Rugeschen Jahrbüchern. Hier schon verdirbt er es mit Vielen, selbst unter seinen Anhängern, indem er dieselbe Kritik, welche er gegen das Christenthum gerichtet wissen will und richtet, nun auch auf das Judenthum anwendet. Den Radikalismus nach allen Seiten hin und zwar systematisch geltend zu machen, ist sein unverhohlenes Bemühen. Die Schrift, über Hegel den Antichristen, stößt dieses Signal des Radikalismus im Posaunenton der bittersten Ironie in die Oeffentlichkeit. Und fast möchte Bruno in dem Humor seiner jetzigen Charlottenburger Stimmung geneigt seyn, zu behaupten, er selbst habe in dem Gutachten der Bonner Fakultät und in Allem, was er sonst bei dieser Gelegenheit erfahren, nur an sich selbst den radikalen Akt nun auch praktisch vollzogen, indem er sich auch noch von dem Vorurtheile des Docententhums befreit, und sich aus einem Gelehrten zu einem reinen Menschen gemacht, als der er jetzt endlich sich wisse, als der allein er wirke, und ohne Rücksicht wirke, und als der allein er auch von andern hinfort beurtheilt seyn wolle.

Es geht, wie es scheint, ein starker Seelenzug der Aehn-

lichkeit durch alle diese Glieder der Bauerschen Familie. Es ist die Resolutheit der Selbstgenugsamkeit und eines lakonischen Verstandes. Darin sind sie jeder auf sich selbst gewiesen, dann aber zunächst auch auf sich unter einander, auf sich als Familie, um nöthigenfalls in der Familie die Menschheit zu haben und im Uebrigen radikal zu verzichten. Auch jetzt gilt es, als Bruno von Bonn nicht verabschiedet, sondern erlöst zurückkehrt, erst recht den Kopf oben zu behalten. Denn es gehört auch ein starker Kopf dazu, um viel Glück zu ertragen, und Bruno hält sich jetzt für glücklich. Edgar, der jüngere Bruder, hat, wie es scheint, von früh her alle geistigen Bewegungen Bruno's für sich im Stillen und dann auch in Briefen mitgemacht. Wenn man als geborener Realist und vollends aus dem Naturgefühl und der Bildung demokratischer Ebenbürtigkeit heraus ein Ideal haben kann, — was wir jedoch bezweifeln — so hat es Edgar schon von dem zartesten Alter an in Bruno gehabt; so sehr, daß er auch Theologie studirt. Er ist noch Student dieser heiligen Wissenschaft, als eben sein Bruder diese Disciplin kritisch bereits vom Leben zum Tode bringt, als er in Bonn vor seinen Richtern steht, um von diesen ebenfalls vom Leben als Theologe zum Tode bloßer Laienschaft gebracht zu werden. Und was kann nun wohl anderes eintreten für Edgar, indem Bruno aus der Zahl der lebenden Docenten gestrichen wird, und in das Paradies des reinen Menschenthums nach Charlottenburg kehrt, als daß Edgar eines Sonnabends Nachmittag Marheineke's Vorbereitung zur morgenden Predigt stört, um ihm mit glücklichster Miene von der Welt zu verkündigen, daß auch er in diesem Augenblick nicht so wohl für die, als an der Theolo-

gie sterbe, und jenseit dieses heiligen Grabes ebenfalls mit seinem Bruder, nicht als reiner Geist, sondern als reiner Mensch fortzuexistiren glaube. —

Und so stark ist jener Familienzug der Gebrüder Bauer, daß sich ein dritter Bruder im Jenseits des Diesseits dazu findet, oder vielmehr die beiden Seligen finden den dritten Seligen Namens Egbert, in Charlottenburg vor, noch dazu mit Frau und Kindern, und, was den Himmel dieser reinen Menschheit vollenden muß, selbst die Mutter und der Vater, die Gesegneten der drei Gebrüder Bauer, sind auch bereits in diesem Paradiese angelangt. Nun sage man noch, daß die Kritik der Gebrüder Bauer nicht Recht hätte, daß nämlich das alleinige Jenseits das Diesseits sey. Denn wie könnte man doch sonst in Charlottenburg bei Berlin, in der Sandwüste der Mark, eine solche Oase des Paradieses finden?

Aber wie weiß man sich auch einzurichten, wie praktisch sich zu bethätigen! So sehr ist es wahr, daß die Unmöglichkeit des Pauperismus nur in der Arbeit liegt. Kann denn die Bauersche Kritik, um ihren Lieblingssatz zu beweisen, daß an dem alten Himmel nichts gelegen ist, den sie weggeschafft hat, kann sie etwas Vernünftigeres thun als sich etabliren und gute Geschäfte machen, und dem Lakonismus ihres Verstandes alles zutrauen? So sehr gilt in diesem Himmel nur das Gewerbe, die Industrie, die Resolutheit, der Vertrieb, und, in wie fern man sie praktisch sogleich umzusetzen weiß, auch der Kopf und die Feder. Was gleicht denn, wo die Welt von Verfolgungen spricht, wo die Zeitungen sich den Kopf zerbrechen über die fernere Subsistenz des verstoßenen Synoptikers, was gleicht denn dieser patriarchalischen Familien-Idylle des 18ten Jahrhunderts in

Charlottenburg? Wie wunderbar! Aber es ist nicht bloß eine Encyklopädie der Gelehrten, der Wissenschaften und Künste, es ist auch eine der Gewerbe, des merkantilen Verkehrs, des Bücherverlags. Während höchstens Bruno verschont werden muß, durch Theilnahme an dem äußeren Geschäftsgange zu sehr abgelenkt zu werden von dem, was er der Welt zu geben gedenkt — da er ja vorzugsweise die Intelligenz auch des ganzen Haushaltes ist — kommt Edgar heute beim besten Willen gar nicht zum Schreiben. All' Augenblicke klopft es. Wieder und wieder und unaufhörlich dringende Nachfrage nach dem neuesten Verlag, der heute, heute bei Egbert Bauer in Charlottenburg, ausgegeben wird. Egbert selbst ist so eben mit Gehülfen beschäfftigt, zwei ganzer Ballen Cultur nach Deutschland zu verpacken. Es ist dieses Verpacken ein wahrhaft Sokratisch-Fourierscher Akt. — Denn Sokrates spedirte die Cultur vom Himmel auf die Erde, und Fourier lehrte die Seligkeit auch der Arbeit mit der Hand. — Die alte Mutter befriedigt heute schon selbst in Eile die Kunden im Tabacksladen mit Cigarren und anderer Sorte. Der Vater aber ist in Geschäften nach Berlin. Kurz, alles hat in diesem Bauerschen Paradiese des reinen Menschenthums alle Hände voll zu thun, und der Abend nimmt doch auch wieder seine Kräfte in Anspruch. Denn es ist ja heute Vollmond. Und so kommt jedenfalls die kleine Nachtwandlerin Bettina herüber, und die Nacht geht sicher drauf in Verhandlungen über das Wohl der Proletarier und in tausend neckischen Ausgelassenheiten und ernsten Entwürfen.

Ein Stück realisirter Zukunft ist jedenfalls dieses Bauersche Etablissement in seiner himmlischen Sorglosigkeit und irdischen Arbeitstüchtigkeit. Dort bei Potsdam eine Colonie Asiens, eine

Colonie aus Russen; hier in Charlottenburg eine Colonie Amerika's, oder wenigstens eine der Schweiz, eine Colonie aus Communisten. Herrnhut, wohin rettest du dich, in Mitte solcher Extreme? Und doch, wie gesagt, ein *Stück Zukunft*, wenn auch allerdings nur *ein sehr kleines*? Man muß dieß Bauersche Eldorado auf eigene Hand nur nicht so griesgrämig beurtheilen, und so prüd' und so geistlos, wie man es beurtheilen *wird*. Ich sage ja auch nur: ein *Stück* Zukunft! Von dieser ganz bestimmten Existenz drei, fünf, — die Kinder und die Hausgenossen und die zusprechenden Freunde mitgerechnet — zehn bis zwölf glücklicher Menschen hat man vor einigen Jahren noch gar keine Ahnung, auch nicht einmal der Möglichkeit nach gehabt. So schnell und so erfinderisch producirt die Zeit! Und dann sagt doch das altgewordene, impotente Philistervolk gähnend: es geschieht nichts Neues unter der Sonne! *Jeden Augenblick* geschieht es! Sogar in und bei Berlin. Sogar in Charlottenburg. Und ihr wißt gar nicht, was alles daraus folgt, und werdet den Gott der Geschichte nimmer dahin bringen, langweilig und ausgelebt zu seyn wie ihr!

Aber, um wieder auf unsre Gebrüder Bauer zurückzukommen, wenn weiter keine andere Zukunft, so predigt das Bauersche Etablissement in Charlottenburg doch offenbar *die Zukunft* und die Wahrheit: *es darf gar nicht in der Menschen Macht mehr liegen, uns glücklich oder unglücklich zu machen. Wir lieben die Menschen am meisten, und wirken für sie am erfolgreichsten dann, wenn wir erhaben sind über all' ihre Willkür, über all' ihre Launen und Vorurtheile und über all' ihre Rechthabereien.* — Aber auch über unsere *eigenen*?

Ich sollte doch meinen. Ja, es leidet sogar keinen Zweifel, daß dem so ist. Und hier stehen wir denn am Wendepunkt, um den Gebrüdern Bauer auch in jeder Beziehung gerecht zu werden.

Bis dahin haben wir unsere harmlose Freude daran ausgedrückt, daß sich die Gebrüder Bauer so zu helfen wußten, daß sie in ihrer neuen Wirksamkeit ihren Principien, ihren Ueberzeugungen, ihrer Individualität gemäß fortarbeiteten. Wir werden ihnen ferner aber nur dann gerecht bleiben können, wenn wir auch Anderen, wenn wir uns selbst unser Recht lassen. Wir trauen es den Gebrüdern Bauer zu, daß sie auch uns unsere Freiheit gönnen, wie sie die ihrige vertreten, und wie wir das höchlich bei ihnen anerkennen.

Es ist nicht so leicht, ein reiner Mensch zu seyn, und auf die Länge und unter allen Umständen es zu bleiben, als es aussieht. Wie wir unsererseits das reine Menschenthum gefaßt wissen wollen, und wie wir uns principiell zu den Gebrüdern Bauer und zu ihren Geistesgenossen verhalten, das werden wir demnächst in einem Buche: über Religion weiter auseinandersetzen, ohne daß wir es übrigens in diesem Buche mit Namen zu thun hätten.

Was wir an den Gebrüdern Bauer, wie sie sich jetzt von Charlottenburg aus wirksam erweisen, im höchsten Grade schätzen, und auch von Anderen geschätzt wissen wollen, ist das, was unter ihnen Bruno besonders vertritt. Erstens ist es: das Streben, jedes Vorurtheil als solches von sich abzustreifen; sodann ist es: der Muth und die That der Consequenz; endlich ist es: die Einsicht, daß zur ächten Liberalität auch noch das gehört, frei von jeder Coterie zu seyn. Es will viel sagen, in einer Zeit, wie

die unsere, die genannten drei Principien vertreten. Es gehört Muth, es gehört Wahrheitsliebe dazu. Diese Principien aber auch nur dem ehrlichen Wollen nach vertreten, und dennoch hinter dem Wollen oft zurückbleiben, ist immer schon ein großer Beruf und von ungewöhnlicher Bedeutung. Diesen Beruf, diese Bedeutung haben die Gebrüder Bauer.

In Bruno spricht dieses sich, wie bemerkt, am offenkundigsten aus. Er würde, wie wir ihn verstanden haben, jenes dreifache Princip geradeswegs in die menschliche Vernunft zusammenfassen, und seine ganze Sittlichkeit dahin aussprechen, daß der Mensch, um nicht dieß nicht das, sondern eben nur reiner Mensch zu seyn, weiter nichts zu thun habe, als eben nur seine Vernunft walten zu lassen. Wie nun aber der Mensch zur Vernunft kommt, darüber würden sich zwischen Bauer und uns manche Differenzen ergeben, und am wenigsten dürften wir hoffen, diese hier zu erledigen. Auch müßten wir uns sehr irren, Bruno läßt sich in keiner Weise darauf ein, jenes Wie als ein Problem zu nehmen, und das ist eben die Schwäche und der Mangel seiner Kritik. Er nimmt vielmehr ohne Zweifel die Vernunft selbst als absolute Sphäre, wie etwa die Kugel, wie etwa der Kreis als solche so in sich vollendet sind, daß nirgend ein Standpunkt ist, über sie noch hinaus zu reflektiren, und für sie einen Anfang zu setzen. Nach Bruno Bauer dürfte daher auch die Vernunft eine solche intellektuelle Sphäre seyn — wie die Natur es ist — die man laufen lassen muß, wie sie eben läuft. Die Selbstbewegung dieser Sphäre ist eben die Anwendung der Vernunft, der auch der Mensch, (nach Bauer) ohne eine weitere Frage drüber hinaus zu thun, nur zu huldigen hat. Nach uns jedoch ist und bleibt ein solches

Nehmen der Vernunft — wie sehr wir diese geehrt wissen wollen — zunächst eine bloße Annahme, und auf solche Hypothese mag man immerhin eine Kritik begründen, nimmer aber enthält jene Hypothese ausreichende Gründe für die Philosophie, oder gar für das Leben, oder gar für das Universum. Daher werden denn auch die Gebrüder Bauer, durch den Zwang, welchen ihnen ihre eigene Sache anthut, nothwendig auf die Kritik getrieben. Sie müssen die Kritik zur Wissenschaft schlechthin, zur letzten Instanz aller Wahrheit erheben, wie sie denn auch neuerdings in ihrer Literaturzeitung der Kritik diesen erhabenen und ausschließlichen Charakter der Unabhängigkeit gegeben haben. Für eine Durchgangsperiode ist dieser Bauersche Standpunkt allerdings eine wahre Zucht und Zuchtruthe, um gewisse kindische Unarten und Ausschweifungen der Einbildungskraft zur Besinnung zu stäupen. Aber man nehme sich doch sehr in Acht, daß man nicht in der Kritik selbst zum Fanatismus gelangt, wie es denn schon eine Menge von Nachtretern ohne die Bauersche Energie und Verständigkeit giebt, welche die Kritik als die neuentdeckte, unfehlbare Wissenschaft überall ausrufen. Wenn dann, wie billig, die Kritik wieder einer Kritik bedürfte, und doch alles von der Kritik abhinge, so weiß ich erst recht nicht, wann endlich denn das deutsche Volk mündig werden solle. Abgesehen davon, daß ein kritisches Volk erst recht ein halbes Volk seyn würde.

Dann aber ist dabei auch noch Folgendes zu bedenken. Wenn die Kritik ihre Würde bewahren, wenn sie ihre Macht des Urtheils in der Scheidung und Unterscheidung des Aechten vom Unächten geltend machen will, so muß sie sich nicht auf alles und jedes einlassen. Denn wie es Gegenstände unter

aller Kritik giebt, so giebt es auch solche, deren bloße Existenz schon die berechtigte That ist, die daher über aller Kritik sind. An solchen wird jede Kritik zur Thorheit, wenn sie sich an sie heranwagt. Ein solcher Gegenstand über aller Kritik aber ist nicht bloß etwa die Welt, das Leben als unmittelbare Thatsache, sondern auch der Menschengeist selbst vermag Thaten zu vollziehen, die sich sofort als über aller Kritik zu erkennen geben. Ja, es giebt gewisse Principien, die ebenfalls über aller Kritik sind. Die Kritik selbst muß ein solches Princip haben, wodurch sie schon über sich selbst hinausweist auf ein Kritikloses. Hat die Kritik dieses Princip nicht, so kommt sie sofort in eine höchst mißliche Stellung. Sie kommt in die gleichgültige Mitte zu stehen, zwischen dem was unter und dem was über aller Kritik ist. Sie wird charakterlos. Sie kritisirt nun, um zu kritisiren, sie wird Mäkelei und Herunterreißerei oder Verhätschelung und Lobhudelei. Sie ist nun selbst das gefürchtete und berüchtigte, aber das allerausgedehnteste Juste milieu.

Jede Kritik also, die nicht jenes kritikfreie Princip aufzuweisen hat, legt erst recht das Bekenntniß der äußersten Abhängigkeit von ihrem Objekt ab, über welches sie dennoch nur referirt oder es mit Lob und Tadel, mit Enthusiasmus oder mit Hohn nur bekrittelt. Diese Kritik aber ist das gerade Gegentheil aller Produktivität. Sie ist gegen den Geist das schlechthin Stupide.

Was wollten denn die Gebrüder Bauer dazu sagen, wenn das, was doch alle ehrenwerthe Kritik wünschen muß, und was sie selbst als Forderung wieder und wieder ausspricht, nun verwirklicht würde? Würden die Gebrüder Bauer nicht mit

ihrer Wissenschaft und Ausübung der Kritik, als der letzten, höchsten Stufe des Geistes, in's Gedränge kommen? Daß jener Fall nimmer in der Geschichte sich ereignen wird, etwa so wenig, als es je dem Arzt an Kranken fehlen kann, das ist kein ausreichendes Gegenargument, denn der wahrhafte Arzt hat immer in der Naturwissenschaft seinen unveränderlichen Standpunkt, und nicht in der Heilkunst. So muß auch die Kritik wohl in ein viel Höheres aufgehen, als sie selbst ist. Dieß einzusehen wäre hinreichend, um der heutigen Kritik alle die Rechte einzuräumen, welche ihr jetzt oft gewaltsamer Weise aus der Hand gerungen werden, und was sie denn eben zur Buchschaft mit sich, zum radikalen Fanatismus hinauftreibt; aber auf der Stelle müßte jene Einsicht die jetzige Zeit, die stark oft *nur* in der Kritik ist, auch in ein neues Stadium erheben. Die wahre Kritik stirbt an der Vollendung irgend eines objektiven Werks, welcher Art es auch sey, und *soll* daran sterben wollen. Die ächte Kritik arbeitet daran, sich selbst entbehrlich zu machen. *Die* Kritik dagegen, welche sich ein für alle Mal den Rang einer letzten Wissenschaft, das Ansehen einer unabhängigen, in ihrem eigenen Umkreise vollendeten Intelligenz giebt, ist das Abstrakte schlechthin, und ist der öde, wirkungslose Gegensatz aller Ursprünglichkeit. Diese Selbstüberhebung der Kritik über alles, woraus sie erst herkommt, wie über das, woran sie sich fortbildet; wie jenes früher erwähnte *Stehenbleiben* bei der Vernunft, als einem doch bloß Vorgefundenen; und endlich dieß kritische, selbstsichere Fortbauen auf solcher bloßen Hypothese ist es, was wir besonders an dem gegenwärtigen Standpunkt der Gebrüder Bauer (deren vorherrschendes Waltenlassen des Verstandes in der Gegenwart wir als äußerst heilsam betrachten) auszustellen haben.

Und nun, wenn wir den hier gewonnenen Maßstab an den gegenwärtigen kritischen Standpunkt der Gebrüder Bauer in Charlottenburg, legen, besonders, wie er sich aus Bruno's Literaturzeitung und dem Briefwechsel der beiden Brüder, während der Jahre 1839—42 aus Bonn und Berlin ergiebt, zumal was die Veröffentlichung des letzten betrifft? —

Wir sind uns bewußt, auch hier noch unsern Humor, den wir am Anfange gelobten, in aller Frische gegenwärtig zu haben, und höchlich auch in den genannten Schriften anzuerkennen: die Consequenzen der Brüder, ihre Offenheit, ihren schneidenden Lakonismus, die Trockenheit und doch Gewandtheit ihrer Phantasie, ihre Selbstständigkeit des Vernichtenkönnens, ihr Freiseyn von den Freien, die Triftigkeit ihres Verstandes. Wir können so wenig einstimmen in diesen so ungenügend motivirten Tadel, den von manchen Seiten die Bauersche Literaturzeitung erfahren hat, daß wir dieselbe vielmehr schon als kostbares Gegenstück zu so mancher anderen Literarischen, als ein verdienstvolles Unternehmen bezeichnen müssen. Denn es ist in Wahrheit nach gewissen Richtungen hin in jenem Bauerschen Journal eine vortreffliche Kritik geübt worden, und in der ganzen Verfassung des Blattes lasen wir jene gründliche, jene Welt verachtende Ironie, fanden wir jenes erschütternde Gericht über alles liebäugelnde Zufriedenseyn mit sich selbst, über alles Vornehmseynwollen, über alles exklusive Zopfthum, daß wir hier Bruno wieder ganz in sein Element versetzt sahen. Es ist nur zu bedauern, daß man in Deutschland immer noch so wenig den Autor versteht, wenn er nicht bloß durch Worte sondern auch durch Handlungen, wenn er nicht bloß durch einzelne Gedanken, sondern durch ganze Gruppen, durch Anord-

nungen, selbst durch scheinbare Nachlässigkeiten ein höheres, ein neues Princip ausspricht. Er war vielleicht eben im besten Begriff, in der aufgewecktesten Stimmung, sich seine eigene Bahn zu brechen, und auf noch unbekanntem Pfade ein Heilmittel heranzubringen, und man platzt ihm schon entgegen mit einer barschen Lektion, weil man hier die leichte, klatschhaft pikante, zur Gewohnheit gewordene Unterhaltungslektüre oder gar den gelehrten Göttinger Ballast vermißte. Bruno Bauer aber hat in seiner Literaturzeitung, wie sehr wir allerdings Einzelnes weg=, anderes anders wünschten, auf's Neue den Muth gehabt, er selbst zu seyn, und es durch die That zu erkennen zu geben, daß die periodische Presse, um den Fragen und Aufgaben der Zeit gewachsen zu seyn, ganz neuer Handhaben und sogar eines ganz neuen Feldzugsplanes bedarf als des gewöhnlichen.

Weiter aber wär' es uns freilich auch sehr erwünscht gewesen, die Gebrüder Bauer hätten es sich von Charlottenburg aus zur Hauptaufgabe gemacht, zu beweisen, daß sie in jeder Hinsicht größer seyen als ihr Schicksal, und hätten es sich dem zu Folge vor allem angelegen seyn lassen, nichts von dort aus zu veröffentlichen, was ihren Feinden Gelegenheit gäbe, auch nur den Verdacht zu erregen, sie wären Opfer ihres Geschicks geworden, sie hätten ihre schönen Principien der Vorurtheilslosigkeit und des verständigen Urtheils umgewandelt in die Erbitterung und in den Muthwillen, in den Comment einer gewissen burschikosen Selbstgenügsamkeit. Heine hat es ein für alle Mal unter den Deutschen bewiesen, wohin der Schriftsteller gelangt, wenn er der Impietät huldigt, wenn er habert, wenn er Schadenfreude, wenn er Rache übt, wenn er vor al-

dem es bereits als völlig gleichgültig erachtet, wie er, in welchem Auf- und Anzuge er vor dem Publikum erscheint. Man kann als Schriftsteller den Virtuosen der Gleichgültigkeit blicken lassen, und doch ist diese Gleichgültigkeit nur das durch und durch eitle Interesse, mit der Gleichgültigkeit groß zu thun, es ist die raffinirteste Berechnung der Gleichgültigkeit selbst, es ist jener stutzerhafte Cynismus, mit dem der zerlumpte Diogenes über die prächtigen Fußdecken des Plato noch heute oft watschelt.

In der That, es muß doch schwer halten, ein reiner Mensch zu seyn, und vor allem es zu bleiben! Wir bemerkten bereits: es aber auch nur seyn zu wollen ist schon etwas Großes. Indessen, wie muß es doch wohl überhaupt mit dem obigen, bei Bruno Bauer in Anwendung gebrachten Sich-von-selbst-Verstehen der Vernunft beschaffen seyn, wenn es sich zuletzt so von selbst verbietet, stets ein reiner Mensch zu seyn, selbst, wenn man sich losgemacht hat von allen amtlichen Verpflichtungen, von allen unmittelbar irdischen Beziehungen auf irgend ein Verhältniß zum Staat und zur Kirche, kurz, wenn man im Jenseits des Diesseits, wenn man im Paradiese von Charlottenburg bei einem frohen Wiedersehen aller Seinigen angelangt ist, und doch noch der alte Hader fortdauert, ja neuer sich sogar hinzufindet? Ist so sehr das alleinige Jenseits das Diesseits, daß man auch im Jenseits nicht die Leidenschaften, nicht die Bitterkeiten, nicht sein altes Vergnügen an kleinen Muthwilligkeiten abgestoßen hat? Oder hat Homer Recht, daß das Leben der Gestorbenen nur ein Jammerleben, ein bloßes Schattenleben ist gegen das, welches sie früher geführt haben? So daß auch die Gebrüder Bauer, jetzt im Jenseits, nicht einmal mehr die

energische Individualität besäßen, über welche sie einst im Diesseits zu gebieten gehabt?

Man konnte immer schon weit entfernt davon seyn, es den Gebrüdern Bauer zuzugeben, daß die Kritik zu einer ersten, unfehlbaren Wissenschaft erhoben werden, daß von der Kritik gewisse Fragen auch nur richtig verstanden, geschweige denn beantwortet werden könnten; dennoch mußte man Respekt hegen vor diesem unausgesetzten Fleiß, vor dieser kritisch-produktiven Rührigkeit, vor dieser liebenswürdigen Nüchternheit und Schärfe der Untersuchung, vor diesen Feinheiten der Zersetzung und dieser Rastlosigkeit der Wandlung bei Bruno. Auch zu solchen Ueberstürzungen, deren Ende wir bei dem letzt Genannten immer noch nicht erlebt haben, gehört Geist, gehört viel Geist, gehört aber vor allem eine Tiefe des innern Lebens, eine mit ganzer, ungeheuchelter Gesinnung charaktervolle Betheiligung an den Schicksalen der Menschheit. Es ist sehr leicht, mit allen Kräften der Seele das Auge des Geistes auf die Nasenspitze einer todten Orthodoxie zu fixiren, und in solcher Fixirung zuletzt nichts mehr zu denken — denn das ist ja eben die große Kunst dieser Naseweisheit: Nichts zu denken —! Aber es ist sehr schwer, von der crassen Orthodoxie aus solche Wandelungen aus sich und in sich zu vollbringen, wie Bruno Bauer sie vollbracht hat; immer noch nicht zu wissen, wohin die letzte führen wird, führen kann; und doch noch die Haltung zu beweisen, ja in der Entschiedenheit so entschieden zu seyn, wie Bruno es bis vor Kurzem meistens gewesen. Von diesem Gesichtspunkt aus, der für ihn, wie, unter Bedingungen, für seine Brüder genommen werden muß, weil er sich aus ihrer Individualität, aus ihrem Leben ergiebt, gewinnt man auch so-

gleich ein milderes Licht für die Ausstellungen, welche an einigen ihrer neuesten Aeußerungen gemacht werden müssen, um für und gegen sie gerecht zu seyn. Da namentlich Bruno ganz ohne Zweifel ein wackeres, in dieser Eigenthümlichkeit vielleicht noch nie vorgekommenes Interesse an der Menschheit hat; da er sie mit einem radikalen Ruck von allem Vorurtheil befreien, sie allein der Vernunft überantworten möchte; so darf man es allerdings in gewissem Sinne entschuldigen, daß er nach seinen jüngsten Erlebnissen oft den Ton verfehlt, daß er bei aller Liebe zur Menschheit es zuläßt, daß der Einzelne — und hätte er ein besonderes Anrecht auf Bruno's Verbindlichkeit — fast mit Undank Preis gegeben wird, und hier der Vorurtheilslose selbst dem Vorurtheile bloßer Persönlichkeit sich überläßt. Dennoch aber ist und bleibt es gewiß, daß so handeln nicht reines Menschenthum ist; daß es nicht heißt, dem Freunde und Feinde eine offene, freie Brust entgegentragen; daß es nicht heißt, größer sich beweisen als sein Schicksal; sondern, daß es vielmehr bedeutet, seinem Schicksal für den Augenblick unterliegen, und sich in der Praxis nicht halten, was man sich in der Theorie der Kritik doch versprochen hat.

Wer wollte Aeußerungen eines Briefes zum Maßstabe nehmen, um das Handeln, die Gesinnung eines Menschen darnach zu beurtheilen; Tagebüchern und Briefen, was übergiebt besonders der Mensch ihnen nicht alles, welcher innere Umwälzungen erleidet, und noch dazu vom Leben gefaßt wird! Aber — die Veröffentlichung solcher Mysterien des Ich's oder der Freundschaft, und noch dazu die Veröffentlichung durch die Presse, und noch dazu von dem Schreiber oder Empfänger

selbst ausgeführt, das stempelt den Brief zu einem Moment des Handelns und der Gesinnung. Durch die Wichtigkeit des Inhalts, durch die Nothwendigkeit der Verhältnisse, durch den Drang, die rechte Antwort auf den einst nur vom Freunde beantworteten Brief jetzt vielleicht von der Nation zu erhalten, kann auch dergleichen unter Umständen sogar lobenswerth seyn. Tritt aber einer der genannten drei Fälle in dem Briefwechsel der Gebrüder Bauer während der Jahre 1839—42 ein? — — Wir haben uns nicht davon überzeugen können.

Wohl aber haben wir mitunter einen Ton in diesen Briefen gefunden, der mit Bewilligung Bruno's — nach der Bedeutung, die dieser Name in Deutschland längst erlangt hat — vor das Pblikum gebracht, zu sehr von dem Ernst abfällt, den man einem Manne von solchen Kämpfen und Erlebnissen zutrauen sollte. Bruno hat es wahrlich bewiesen, daß er Ironie und Humor des Verstandes in ursprünglicher Weise besitzt. Und nun es zugeben, daß vom Sitze der Vorurtheilslosigkeit, des reinen Menschenthums aus, zu Charlottenburg, solch' verklungener Ton einer fadenscheinigen, burschikosen Flausrockperiode, an den berühmten Synoptiker gerichtet, dem Besitz der deutschen Nation übergeben werde, und noch dazu in einer Zeit, die so ernst, die so kampf-erfüllt ist, daß sie einer ganz andern Komik bedarf, um den Druck und die Qual jenes Ernstes zu überwinden? —

Wir sind keineswegs unempfindlich gewesen für die leichten Ergötzlichkeiten dieser Briefe, für einige Holzschnittbilder des jovialsten Sarkasmus, der hier um so weniger seinen Eindruck verfehlt, als er die Figuren ziemlich ungenirt und ungeleckt

hinmeißelt, und so vielleicht sie um so besser trifft. Aber, wie bemerkt, der Contrast ist zu schneidend, zwischen dem, was man mit Bruno Bauer und seiner Weltansicht verbindet, und der Sprachweise, welche uns hier Edgar zum Besten giebt. Der Ton fällt oft so aus aller Haltung des Geistes heraus, daß man nicht begreift, wie von da aus ein Uebergang auch nur zu finden sey zu dem, was die Brüder außerdem in Deutschland noch vertreten wollen. Wir predigen hiermit keine Pedanterieen, keine greisenhaften Verstimmtheiten, wohl aber fordern wir, daß gewisse Aufgaben so das Menschenleben erfüllen, so des Menschen ganzes Sinnen und Thun in Anspruch nehmen, daß man von ihnen aus nicht mehr — wenigstens nicht in der Oeffentlichkeit — in eine Niederung sich verliert, die denn doch etwas zu platt und zu zweideutig ist, als daß sie nicht von denen, die nur auf dergleichen lauern, zur Verdächtigung gewisser Principien benutzt werden, und auch den Edleren verletzen sollte.

Dann aber müssen wir es noch vor Allem Bruno Bauer verdenken — wenn auch unter Voraussetzung der entschuldigenden Gründe, die wir bereits ausgesprochen haben — daß er es zugeben konnte, daß ein Mann von so tüchtiger Gesinnung, von so weltbekannten Verdiensten, von so tapferer, glorreicher Ausdauer bis auf die letzten Tage, daß ein Mann wie Marheineke so persiflirt werden konnte, wie es Edgar Bauer mit unverkennbarer Behaglichkeit ausführt. Hier ist ein Verhältniß verletzt, welches dem, der die Verhältnisse kennt — und sie sind schon aus den Briefen zu entnehmen, noch mehr freilich aus dem bekannten Hergange der Bruno Bauerschen Sache — in jeder Hinsicht als unantastbar einleuchten wird.

Das hat Marheineke in keiner Weise an den Gebrüdern Bauer, und am wenigsten an Bruno verdient. Es ist nicht etwa bloß den Berlinern, es ist der Nation bekannt, wie human sich Marheineke gegen Bruno in der Periode seiner Docenten-Erlebnisse bewiesen; wie gesinnungsvoll er ihn in Schutz genommen. Dankt so das reine Menschenthum? Oder — um den Dank, gewiß in Marheineke's Sinne, völlig zu erlassen — ist man im Paradiese der Vorurtheilslosigkeit, in Charlottenburg, gemeint, das Gerechtigkeit zu nennen, oder Gewährenlassen der Vernunft, oder Liebe zur Menschheit, wenn man solche geschichtlichen Erinnerungen für die nächste Vergangenheit hat? Welches Vertrauen kann dergleichen dem, der nicht blinder Verehrer ist, erregen für das leidenschaftslose, gerechte Urtheil über eine frühere Vergangenheit, wo es gilt, eine vorurtheilslose Kritik über ein ganzes Jahrhundert, das 18te, zu üben? —

Doch — lenken wir wieder auf unsern Ausgangspunkt ein, nachdem wir glauben bewiesen zu haben, daß wir eben so aufrichtig im Tadel wie in der Anerkennung sind, um den Gebrüdern Bauer gerecht zu werden.

Eben weil wir nach allem, was vorliegt, die schriftstellerische Entwickelung der Gebrüder Bauer noch lange nicht für geschlossen ansehen können; eben weil wir ihnen, schon nach dem, was wir in diesem Aufsatz hervorgehoben haben, einen so eigenthümlichen Beruf zuerkennen müssen; so wäre es Schade, wenn sie selbst die letzten Consequenzen ihrer Kritik, die sie vielleicht erst spät erleben, sich gänzlich dadurch benähmen, daß sie schon jetzt glaubten fertig zu seyn. Man glaube dergleichen nur erst, und man ist zwar nicht fertig, aber ein für alle Mal gelähmt.

Das aber, wogegen die Gebrüder Bauer am ersten mißtrauisch werden sollten, ist gerade dasselbe, worauf sie sich zurückziehen, und worin sie sich vom Leben isoliren wollen: die Kritik. Und wie stimmt denn wohl das Wesen der Kritik und noch dazu einer Kritik als letzter Wissenschaft zusammen mit dem Leben und Leiden, mit der ganzen Existenz des Volkes, dem sich Bruno sichtbar auf eine so edle Weise widmen zu wollen scheint?

Aber — wir fürchten sehr — Bruno hat sich viel zu lange einseitig mit der Theologie beschäftigt, und zwar auch nur, indem er sich an dem starren Dogmatismus, an dem äußerlichen Urkunden-Wesen der Theologie ereiferte, und mit einem ungeheuern Aufwand von Dialektik und Combination, und Zeit noch dazu, endlich auf dem Wege der Kritik nun selbst zu einer Kritik kam, der nichts widerstehen soll. Aber wenn Bruno Bauer vielleicht allen Grund hatte, sich an so vielen Buchstaben-Theologen abzuärgern, und wenn er mit Anwendung dessen, was er Philosophie nennt, auf die Theologie seiner und aller früheren Zeit glaubt zu einer ein für allemal ausreichenden und unfehlbaren Kritik gelangt zu seyn; so versuche er doch einmal diese letzte, höchste Wissenschaft seiner Kritik auf das Volk und nun gar auf die Natur anzuwenden, und er wird die Ohnmacht seiner absoluten Kritik erfahren, und wird aus der Substanz des Volkes und aus dem eigentlichen Wesen der Natur nicht allein seine Kritik in sehr bestimmte Grenzen zurücktreten sehen, sondern auch zu einer wesentlich andern Philosophie gelangen. Er fürchte nur nicht, daß auch die Todten einer gewissen Theologie, die er allerdings siegreich beseitigt hat, dann wieder aufleben könnten, denn von einem geistigen Leben konnte überhaupt nie beim Buchstaben-Dogmatismus die

Rede seyn, geschweige, daß er auferstehen sollte. Aber die Wahrheit, also auch die theologische, lebt nicht bloß auf, sondern ewig.

Wie entschieden man es auch nachweisen kann, daß es immer nur die Kategorie des bloßen Verstandes ist, auf welche die Gebrüder Bauer alles und jedes zurückführen, indem gewiß all' ihr Vermögen in der Produktion vorzugsweise in der feinsten und weitesten Ausglättung dieser Verständigkeit besteht, so darf man es ihnen doch noch für's Künftige zumuthen, einzusehen, daß mit dem Verstande zwar vieles angemessen organisirt werden kann, was dem Volke einst zu Gute kommt (wie denn auch die Natur auf dem Wege zu gewissen Zwecken trefflich ausgebeutet werden mag) wie aber mit allem Verstandesaufwand weder je das Vorhandenseyn einer Natur begriffen, noch auch das Volk in seinem tiefsinnigen, wunderbaren Brüten auch nur geahnt werden mag. Man handelt allerdings schon in der bloßen Hinwendung an das Volk edel, und giebt sich als einen zu erkennen, der hoch hervorragt über die Masse derjenigen gebildeten Stände, die gegenwärtig oft wieder in Abgeschlossenheit und raffinirtestem Genuß ein selbstisches Behagen für erlaubt halten, weil sie sich im Spiegel der Eigenliebe täglich besehen, und ihr Angesicht gar nicht so uneben finden; aber, wenn man auch auf der andern Seite glaubt, damit sey es gethan, daß man dem Volk, indem man ihm Handarbeit giebt, — wie man zu sagen pflegt — gute Tage bereitet, und ihm doch weiter nichts giebt, und den Zweck der Geschichte schon damit erreicht glaubt, daß man das Darben in eine durch die Arbeit etwas verlängerte Lust verwandelt, so hat man noch sehr gewöhnlich und unwürdig von der Geschichte gedacht, und während man vermessen genug war, den Menschen zum leibhafti-

gen Gotte zu machen, und ihm den wahren Gott zu nehmen, grinst einem schon wieder die losgelassene Hyäne des Pöbels aus dem Menschen entgegen. Ueberhaupt müssen Natur und Geschichte aus einem ganz andern Standpunkt construirt und vor allem begriffen werden, als der ist, den die Gebrüder Bauer in ihrer Kritik einnehmen.

Man muß den Menschen in der Gattung wie in der Individualität viel höher stellen, als wir ihn bei den Gebrüdern Bauer gestellt finden; man muß sich nicht einbilden, daß man, wenn man gewisse Ansichten über diese oder jene Urkunde niederlegt, und die Selbstgewißheit zur höchsten Instanz gemacht hat, damit auch schon confreter Weise an die Stelle Gottes die Kritik gesetzt habe. Das ist ein Wahn, aber ein sehr nachtheiliger und gefährlicher Wahn, um so nachtheiliger, als er grenzenlose Verwirrungen bewirkt. Wir wissen recht wohl, daß nicht die Gebrüder Bauer diesen Wahn zuerst auf's Tapet gebracht haben; aber sie haben ihn genährt, und haben ihn bis zu jenem radikalsten aller Extreme ausgebildet, und haben damit eben die Verwirrung bewirkt, die jetzt so roh durcheinander tobt, in der einer den andern angreift, und über den selber schon Rad schlagenden, einen noch viel verrenkteren Purzelbaum schlägt. Es ist dieß Getreibe die tollste Farce, die je ein tolles Fiebergehirn herausphantasirt hat, und doch noch dazu eine Farce ohne schöpferische Phantasie, meistens aus purer, dünner Verständigkeit herausgeboren. Jeder dieser radikalen Herren ist die umherwandelnde, leibhaftige Selbstgewißheit, und doch spricht jeder einem jeden dieser vielen Selbstgewißheiten die Selbstgewißheit, die Wahrheit wieder ab! — Und dennoch erfahren es die Herren Bauer schon selbst, daß das Ding nicht weiter zu

treiben geht, als sie es getrieben haben. Denn diese Welt, die hier kritisch zurecht gemacht wird, ist in der That nur eine endliche. Wo aber soll man doch hin, wenn es nicht weiter geht, wenn die Welt, also auch das Extrem, ein Ende hat? Man muß zurück! Und so geschah es! So sehr hat auch alle Kritik ein Ende; so wenig ist auf ihre Absolutheit Verlaß! Und so kommen denn die Herren Bauer — wir trauen unsern Augen kaum — bereits zu Aeußerungen, worin sie das rückgängige Princip schon wieder vertheidigen! Aber auch diese Zurücksenkung wieder ist keine Selbstbesinnung, sondern eben weil sie bei dem früher Bekämpften wieder anlangt, ein neuer Schwindel jener radikalen Drehkrankheit.

Wie sehr jedoch durch dergleichen Haltlosigkeiten den vernünftig liberalen Principien geschadet wird, das ist kaum stark genug auszudrücken. Lauter Verzögerungen und wieder Verzögerungen, um die Hauptaufgabe der Gegenwart, das sociale, und zwar das physische und intellektuelle, gesetzmäßig begründete Wohlseyn der Völker, zu lösen. Alle die aber sind gerade so bethört und frivol, welche dafür halten, solches Wohlseyn könne ohne Religion gegründet werden, als die es sind, welche meinen, es widerstreite solches Wohlseyn der Religion. Man ist aber freilich auf der radikalen Seite in der Thorheit schon so reif, nicht bloß das Aufhören der Philosophie, der Theologie, der Religion zu behaupten, man behauptet jetzt bereits das Aufhören der Moral. Das sind die allerliebsten Ausläufer der modernen Vorurtheilslosigkeit! Wenn nun einer der radikalen Herren in der Buhlschen Monatsschrift, bei Gelegenheit von Eugene Sue, in einem Aufsatz, der mit Feinheit in vielen Punkten das Rechte trifft, über das sinnlose Bemühen um Tugend

sich erhitzt; so weiß er zwar nicht, daß längst das Christenthum unendlich mehr lehrt und fordert als bloß sogenannte Tugend, aber, was er selber im Grunde weiß und will, wenn das realisirt würde, so müßte jene Farce eines toll gewordenen Literatenthums in eine allgemeine Völkerwuth ausbrechen, kein Bürgerkrieg mehr, sondern die Selbstzerfleischung und Verschlingung der entfesselten Thierheit im Menschen. Dann träte jene tellurische Bluthochzeit der Bartholomäusnacht ein, daß die Thierheit des Menschen das menschliche Geschlecht von der Erde tilgte, und das Geschlecht der eigentlichen Thiere den Menschen überlebte. Die Menschheit wäre dann wahnsinnig oder vielmehr toll geworden und an einer totalen Tollwuth gestorben, und die Thiere wären zur Vernunft gekommen, und stürben nach wie vor eines natürlichen Todes.

Wenn aber die Herren Bauer in Charlottenburg im Paradiese des reinen Menschenthums dergleichen Consequenzen ihrer unangreifbar sich dünkenden Kritik erlebten, daß sie im Paradiese selbst noch einmal sterben, und zwar unter den cannibalischen Händen der Pöbelwuth sterben müßten, so würde damit doch höchstwahrscheinlich alle Kritik auf ewig verschwinden. Eine Kritik aber, die auch nur sterben kann, ist keine unangreifbare, viel weniger eine unwandelbare, erste Wissenschaft!

789090

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY



